

Digitaliseret af / Digitised by

DET KONGELIGE BIBLIOTEK
THE ROYAL LIBRARY

København / Copenhagen

For oplysninger om ophavsret og brugerrettigheder, se venligst www.kb.dk

For information on copyright and user rights, please consult www.kb.dk



VERDENSKRIGEN 1914-18

8^o

0708



DET KONGELIGE BIBLIOTEK



130004855771

KARIN MICHAËLIS

OPFER

1917 No. 2682



WIEN 1917
MANZ-VERLAG WIEN-LEIPZIG

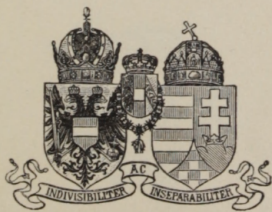


KARIN MICHAËLIS

OPFER

KRIEGS- UND FRIEDENSWERKE
AN DER DONAU

X



WIEN 1917
MANZ-VERLAG WIEN-LEIPZIG

Das Recht der Übersetzung in andere Sprachen bleibt vorbehalten.



Buchdruckerei der Manzchen
k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-
Buchhandlung in Wien.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Im Flüchtlingslager	1
Im Gefangenenlager	21
Kriegsflüchtige in Wien	31
Skoda	44
Papier.	57
Rohö	64
Eine Andachtsstunde	72
Ein Kind für 24 Kronen	75
Wiener Kinder aufs Land	82
Wiener Kinder und Soldaten	90
Jungmannschaft	97
Die gute Mutter der Blinden	103
Mezőhegyes	112
Ungarn und seine verwundeten Söhne	125
Eine Soldatenfrau	139
Die warme Farbe.	142
Auf ihrem Posten	145
„Mein Vater ist der Staat!“	148
Opfer	156
Nachwort	159

Im Flüchtlingslager.

Do domu! Jedes Flüchtlingslager ist eine Stadt, durch ein Machtwort entstanden, aus der Erde gestampft, eine Stadt mit Wasserleitung, Kanalisierung und Elektrizität, mit Kirchen, Schulen, Fabriken, Spitälern, mit Handwerkern und Gelehrten, Obrigkeit und Gesetz.

Die Sprachen entsprechen dem Völkergemisch, aus dem Österreich besteht. Die Flüchtlinge selbst kann man in zwei bestimmt abgegrenzte Gruppen teilen: solche, die die Flucht ergriffen, weil ihre Wohnstätten zerstört wurden oder bedroht waren und in solche, die aus strategischen Gründen, auf obrigkeitlichen Befehl die Heimat verlassen mußten. Sie schmelzen aber in einem großen gemeinsamen Gefühl wieder zusammen: Heimweh.

Von dem Hintergrund dieses natürlichen, selbst die Dankbarkeit überschattenden Heimwehs hebt sich licht die Herkulesarbeit, die hier der Staat geleistet hat, ab. Denn wie viel und wie uneigennützig hier auch getan wird, diese planlos und zwangsweise zusammengewürfelten Menschenmassen vermag man doch nie ganz zu befriedigen. Der arme Heimatsort steht vor ihnen in einem solchen Glanz der Vollkommenheit, ist so phantasieverklärt und traumumspinnen, daß ihre jetzige Lage sie öde und trostlos dünken muß.

Es gibt Nomadennaturen, die überall gedeihen können, aber sie sind selten. Überdies ist das oberste Gesetz des Nomaden die freie Wahl des Aufenthaltsortes. Daß andere für ihn gewählt haben, genügt, ihn unglücklich zu machen.

Unglücklich sind sie alle. Die mit Worten klagen wie die schweigen. Nur die Kinder, denen es gegönnt ist, zu vergessen — sind hier selig.

*

Der Mann, dem die Früchte seiner Lebensarbeit an einem Tag verhagelt werden, ist nicht am schlimmsten daran. Er hat nichts mehr zu verlieren. Das Einzige, was zu retten war, das Leben, hat er behalten. Das Unglück macht ihn zäh. Er überdauert Hungerpein, wandert meilenweit über Tal und Berg mit wunden Füßen, wo blendende Schneestürme ihn hindern, den rechten Weg zu nehmen. Erreicht er endlich seine Freistadt, das Lager, dann fühlt er sich wie neugeboren, bekommt frischen Lebensmut, ja eine Lebenskraft, die er vorher nicht besaß. Der Wert des Lebens ist in sein Bewußtsein getreten. Das Leben selbst ist sein Betriebskapital.

Viel schlimmer ist der schlichte einfältige Bauer daran, der in seiner abseits gelegenen Gegend lebte, ohne Ahnung davon, daß die Polypenarme des Krieges auch nach ihm greifen könnten. Die Lehmhütte, durch deren durchlöcherzte feuchte Wände die Ferkel und Hühner ein- und ausgehen und in der er auf Stroh, zwischen seinen Schafen und Kindern schläft, ist seine Welt. Lesen und schreiben kann er selten. Es ist weit zur Schule und man hat sich wenig um die Ausbildung seines Geistes gekümmert. Aber vor der Hütte steht ein Strauch, der jedes Frühjahr voll von weißen Blumen hängt und im Herbst schwarze Beeren trägt. Und dort auf einem Hügel erhebt sich die bemalte Holzkirche, zu der er und sein Weib — und die Nachbarn von fern und nahe — an allen heiligen Tagen über die Felder wandern. Aus Gewohnheit murrte er über seine Armut, aber er kennt nichts Besseres und in seinem Innern wohnt Frieden.

Eines Tages kommen zu seiner Hütte einige Wanderer. Ihre Augen sind blutunterlaufen, wild vor Schrecken. Sie sprechen unzusammenhängend. Die Frauen ringen die Hände und weinen ohne Tränen, wie die heiligen Märtyrerinnen in der Kirche. Sie stürzen auf den Wassertrog zu und trinken, trinken. Sie strecken die Hände aus und flehen um Christi Willen um

ein Stückchen Brot oder Mamaliga. Der Bauer gibt ihnen zu essen. Dann fallen sie hin und schlafen ein. Nachts hört man von fernher ein großes Gewitter dröhnen.

Die Unruhe ist in seine Hütte gekommen, die Angst bedrückt sein Herz.

Wenn die Schlafenden erwachen, erzählen sie ihm vom Feind und was ihnen geschehen ist weit weg von hier auf der anderen Seite der Wälder, wo ihr Dorf — lag.

Spät am Tag klopf es wieder an seiner Fensterluke. Mehrere Fremde taumeln hinein und betteln um Wasser und Speise, schlafen ein und stöhnen im Schlaf. Die Seinen bekommen allmählich dieselbe fahle Schreckensfarbe, den gleichen furchtgepeinigten Zitterblick. Über die Hügel sieht er Greise, Kinder und Frauen herkeuchen, zu schwer beladen, getrieben von einer Kraft, die stärker ist als der Schmerz und die Furcht vor der ungewissen Ferne.

Der Lärm des Ungewitters nähert sich.

In der Abenddämmerung schleicht der Nachbar herbei, sich Rats zu erholen: darf er noch länger bleiben oder ist es höchste Zeit zu entfliehen, ehe der Feind seinen Feuerregen ergießt.

Jetzt ist die Hütte schon so voll, daß auf dem Fußboden kein Platz mehr ist. Das Schwein quiekt, weil man vergessen hat, ihm sein Abendfutter zu geben. Die Kinder jammern, es gibt keine Mamaliga mehr.

In tiefer Nacht dröhnt der Donner und der Bauer sieht über dem Waldrand rote Funken, die nichts mit dem weißen Licht der Sterne und dem blauen der Blitze gemein haben. Sonderbar rote Wolken zerreißen die Finsternis. Der Wald bebt, die ganze Erde bebt.

Dann schleppt er seinen Leiterwagen heraus, füttert ihn mit Stroh aus, zieht eine Zeltleinwand auf, ladet sein Schwein mit gebundenen Beinen und die Hühner mit zusammengeschnürten Flügeln auf, dazu Eßwaren und Felle und Hausgerät und die kleinsten schlafenden Kinder. Die ungebetenen Gäste in seiner Hütte murren aus dem Schlaf über die Störung. Er spannt sich inzwischen vor den Wagen, den seine Frau von hinten nachschiebt.

Überall begegnet er ähnlichen Zügen. Man schließt sich zusammen, man ächzt zusammen, aber nicht lange. Jener fahle Schreck, der sich wie ein Welken über die Haut gebreitet hat, hat sich jetzt auch über die Stimme gelegt. Die Augen blinzeln nicht mehr wild, sie sind wie gefrorenes Wasser.

Hier sinkt ein Kind zu Boden, da gebärt eine Frau, dort stürzt einem die einzige Kuh. Plötzlich ist ein Kind verschwunden, die Mutter läuft lange Wege zurück, es zu suchen — aber der Zug fährt weiter, vom Tode gejagt, mit Schreck als Vorspann.

In allen diesen armen Seelen klingen schon in verschiedenen Zungen jene Worte, welche die ukrainischen Flüchtlinge sagen bei Tag und seufzen bei Nacht: Do domu! Do domu! Nach Hause! Nach Hause! Die Sehnsucht hat eine unheilbare Wunde in ihre Herzen gerissen.

Sie sind am schlimmsten daran, weil an ihnen die Ungewißheit zehrt und zerrt. Steht die Lehmhütte noch? Lebt der Hollunderstrauch noch? Blitzt noch die Kirchturmspitze im Sonnenschein?

*

Die Sonne ist schon lange weg. Das Flüchtlingslager liegt in tiefem Dunkel. Nur auf der Hauptstraße — dem Corso — wo bei Tag ein Gemenge von Menschen, Ochsen und Huzulenpferden wimmelt, und auf hunderten gespannter Schnüre die frischgewaschenen roten Röcke und Kopftücher lustig wie Fahnen im Winde flattern, brennen elektrische Lampen. Aber ihr Licht ist schwach und kein Strahl trifft die entfernteren Baracken. Lehmig und teigig ist die Erde, der Schlamm schlappt um die Füße. Hier und dort ein schwanker Brettersteig sogar mit Geländer. Beängstigende Finsternis. Traurig und irreführend, wie plötzliche Mondstrahlen im nächtigen Wald, schimmert das tote Licht aus einzelnen Baracken. In der Ferne kläglicher Gesang.

Die Ukrainer sind gläubig. Sie halten die Fasttage. Die Last ihrer vermeintlichen Sünden ruht schwer auf ihnen. Sie beten und singen, bevor die Nacht kommt. Meine sanfte und

schüchterne ukrainische Freundin hat versprochen, mir die Baracken bei Nacht zu zeigen.

Alles habe ich bei Tag gesehen. Große äußere Unterschiede bestehen nicht zwischen dem Halbdutzend Flüchtlings- und Gefangenenlagern, die ich besucht habe. Die schnurgeraden Straßen bilden Rechtecke wie in Amerika. Erst waren die Baracken alle erdbraun, aus teergesättigten Brettern — jetzt werden sie geweißt oder gemalt, daß sie weiß schimmern wie die schneebedeckten Kieshaufen am Wegesrand. Die Baracken sehen einander in Form und Größe sehr ähnlich, die Verschiedenheit spürt man erst später. Das Sondergepräge jedes Lagers kommt von den Menschen, die dort leben.

In diesem Lager leben 30.000 „Ukrainer“ aus Galizien und der Bukowina. Bis zum Krieg haben sie sich selbst „Ruthenen“ genannt. Da aber Rußland seinen vielen Millionen von Ukrainern den ihnen verhaßten Namen „Kleinrussen“ aufgezungen hat, haben sie den Namen, der ihre ursprüngliche Herkunft bezeichnet, zu dem ihren gemacht. Er ist ihnen von Märtyrerglanz umwoben und sie tragen ihn mit Stolz.

Sonst sind sie sanft und leicht einzuschüchtern. Revolutionärer Aufruhrdrang und Machtbedürfnis wohnen nicht in ihnen.

Jahrhundertlang hat man die schönen Stickereien der Huzulen und Ruthenen bewundert. Während der großen Russeninvasion benutzte der Feind die Gelegenheit und entfernte und zerstörte alle, die sich im Museum befanden. Es war ein großer Verlust für den Staat. Die Nadelkunst selbst erlitt keinen Schaden. Wie das Volkslied aus sich selbst entsteht und wie Blumenstaub vom Wind weitergetragen wird, entstehen und vererben sich diese merkwürdigen Muster in der Phantasie der einfältigen Frauen — sie bilden einen Teil ihrer Ausdrucksfähigkeit — und lassen sich weder durch Gewalt noch durch List ausrotten.

Meiner liebenswürdigen Führerin kommt die Ehre zu, wiederhergestellt zu haben, was der Krieg vernichtet hat. Sie läßt die ukrainischen Flüchtlinge alle Muster, deren sie sich erinnern können, aus dem Gedächtnis nachstickern. Schon sind mehrere Tausend so entstanden. Wenn keinem mehr noch

ein Muster einfällt, dann werden die Sammlungen den geplünderten Museen übergeben.

Die Stickereien werden ohne Zeichnung auf handgewebter Leinwand mit bunten Farben ausgeführt. Häufig über nur einen Faden und gewöhnlich doppelseitig. Viel Sehkraft schwindet so vorzeitig, aber keine Erdenmacht hält das Huzulenweib von der Arbeit ab, ehe ihr und ihres Mannes Hemd mit Stickereien über und über bedeckt ist. Darin steckt die Nationalität, die Tradition, der Stammbaum. Diese Stickerei ist ihr so wichtig, wie die mehrere Meter lange Schnur aus echten und unechten Korallen, die sie um ihren Hals schlingt und die Lederjacke mit dem Schafpelz nach innen.

Wir sind am Ziel. Eine Tür öffnet sich und die heiße Welle von Lärm, Licht, Geruch, Farbe und Leben schlägt über uns zusammen.

Die vier nackten Holzwände der Baracke tragen das hohe Sparrenwerk eines spitzen Daches. Eine einzige ungeschirmte elektrische Birne wirft von oben ihr Licht über den rotglühenden Kochherd, wo ein halbes Dutzend Töpfe sieden und brodeln. Greise, Frauen, Kinder und ein hochzeitlich geschmückter Soldat auf Urlaub drängen sich plaudernd, um den schönen Anblick zu genießen. Der Flammenschimmer überflutet nackte Beine, Reiterstiefel, rote Pluderhosen, bunte Kopftücher, Korallenketten und Röcke. Glücklicherweise hat man Kohle im Überfluß und es wird nicht gespart damit. Erstickend heiß ist es.

Alte Männer mit struppigen weißen Haaren, rührenden Augen und seltsam schönen Gesichtern kauern sich zusammen in ihren langen Schafpelzen, die Spuren von jahrzehntelanger Benützung tragen, nicht nur in Form von Schmutz, sondern auch in allerhand Flickern, angenäht mit Spagat und grellen Schnüren.

Ein ganzes Huzulendorf lebt in dieser Baracke und alle, alt und jung, tragen Nationaltracht. Über das lange, gestickte Frauenhemd, das immer unter dem Rock hervorsieht, trägt sie die pelzgefütterte ärmellose Lederweste, um die Lenden ein viereckiges großes Stück aus grobwohlenem Gewebe in allen Farben, mit vorherrschendem Rot. Vorne eine Art Schürze.

Hohe Stiefel oder nackte Beine. Endlose Korallenketten, ein buntes Kopftuch auf den blanken, gepflegten Haaren.

Die wohlhabende Huzulenfrau zeigt sich dem fremden Beschauer nur zu Pferde in feingegerbten Reiterstiefeln. Ihre nackten Füße gehören ins Haus. Aber hier im Lager tut man die Etikette beiseite und sie trippelt im Schnee und Schlamm bloßfüßig wie die arme Frau.

Wir kommen in die wohlige, schöne Stunde der Abendmahlzeit. Die Kinder bekommen Erdäpfelmus mit Schmalz und gerösteten Zwiebeln. Sie schlingen ihren Teil raschestens hinunter und stürzen sich dann auf den lebensgefährlich großen Kessel, um ihn gründlich auszukratzen.

Das Essen kommt aus der Lagerküche in großen Gefäßen und der Zimmerkommandant, ein junger Herr mit Pascha-Allüren, hat zu überwachen, daß jeder seinen genauen Teil bekommt und daß es für alle reicht, was nicht ganz leicht ist. Das Abendessen der Erwachsenen besteht aus Polenta — ohne Schmalz.

Aber die vielen Töpfe und Kesselchen auf dem Herd? Ja, das ist Milch und Milchgrütze für die Allerkleinsten, Milch von „eigenen“ Kühen und — Kartoffelschalen für diese Kühe. Bei Tag war ich auf einen Sprung in der elektrischen Kartoffelschälerei gewesen. Hu, hei, wie ging es da zu. Bottiche voll von wahren Kartoffelriesen wurden da unablässig in vier arbeitende Maschinen eingeworfen und bald kamen die Kartoffeln enthäutet wieder heraus, aber fleckig und voll Augen. Nachher sah ich, wie die Frauen in der Lagerküche sie mit kleinen Messern nachsäuberten. Bedenklich große Teile des Kartoffelfleisches fielen da in den Eimer für Abfälle. Damals hatte ich mich über die Vergeudung gewundert — jetzt begriff ich die Absicht. Der Abfall fiel ihnen zu und kam ihren Kühen zu Gute.

Das Lager ist nämlich nicht nur für Menschen, sondern auch für jene ihrer vierbeinigen Hausgenossen, die die Flucht überlebt haben, eingerichtet. Der Ukrainer liebt sein Land, seinen Gott, sein Weib, sein Kind, seine Kuh und sein Pferd. Der Huzule und sein Pferd, das ist eine Liebesgeschichte. Beim ersten Anblick schon sieht man dem wollhaarigen, kurz-

köpfigen, kleinen Huzulenpferdchen an, wie klug und verhätschelt es ist. Es versteht die Gedanken seines Herrn und findet Mittel, ihm die seinigen mitzuteilen.

Hier im Lager gibt es noch keinen Pferdestall, weshalb die etwa noch 100 militärfreien Huzulenpferde in einem offenen Schuppen untergebracht sind. Dort herrscht tagsüber ein wahres Marktgedränge. Ist es kalt, holen die Männer ihre Bettdecken und hüllen die Pferdchen ein, die unaufhörlich gestriegelt, gestreichelt, gelobt und bewertet werden.

Der Kuhstall ist das Klublokal der Frauen. Dort sitzen, stehen und liegen sie bei Tag mit ihren Säuglingen im Arm. Dort in dem dampfenden, dungdunstigen Halbdunkel sticken, plaudern und singen sie. Wenn der Abend kommt, gehört viel Autorität dazu, sie zum Nachhausegehen zu veranlassen.

Kürzlich hatte man einige Dutzend Kühe beim Ortsvorstand selbst in Kost und Quartier eingemietet. Aber die Sehnsucht nach den lieben Tieren war so unerträglich geworden, daß man sie — ich war gerade dabei — in ehrenvollem Triumphzug heimholen mußte.

Es besteht die Absicht im Lager, das sich immer mehr der möglichen Vollkommenheit nähert, die Trennung der Geschlechter durchzuführen, so daß alle unverheirateten Männer eigene Baracken erhalten, und ebenso die jungen Mädchen. Aber alles braucht Zeit. Vorläufig herrscht die Familienbaracke.

An allen Wänden stehen offene Pritschen. Rechts und links vom Herd eine doppelte Reihe von übereinander angeordneten Pritschen. Auf jeder Pritsche, die sich etwas über den Boden erhebt, schläft eine gewisse Anzahl von Menschen, die irgendwie verwandt sind, zum Beispiel Mann, Frau und Kind, Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen. Man schläft Seite an Seite, ohne Raum für ein Schwert dazwischen, auf Strohsäcken mit ein paar Decken.

Auf Brettern und Haken im Hintergrunde bringen die Flüchtlinge die Gegenstände unter, die ihrem Herzen am nächsten stehen: Ein Heiligenbild, Scherben, Flaschen, Stiefel, alte Lampen. Der sonstige gerettete Hausrat ruht in wohlver-

schnürten Säcken und harrt besserer Zeiten. Jede Pritsche hat eine primitive Aufhängevorrichtung, die immer voll von eben gewaschenen intimen Kleidungsstücken hängt, die hier natürlich rascher trocknen als im Freien. Zwischen roten Kopftüchern und Kinderwindeln hängt ein langer, grauer falscher Frauenzopf.

Die ukrainischen Frauen nähen mit Leidenschaft. Stehend am Herd, das bunte Garn um den Hals geschlungen, bei den Kühen sitzend, im Bett liegend. Meine Führerin ist offenbar Vermittler für das ganze Lager. Sie ist die Heilige, die man anruft aus Furcht, sich dem lieben Gott selbst zu nähern. Auf ihre Schultern ladet man alle Beschwerden, Besorgungen, Wünsche. Man umdrängt sie, zupft an ihrem Kleide, sucht ihren Blick zu fangen. Bald verteilt sie Geld, bald besichtigt sie eine halbfertige Stickerei, bald gibt sie Erlaubnisscheine zum Ausgehen aus.

Heute gerade ist man in höchster Not. Der Lagerkommandant will gar keine Legitimationszettel ausstellen! Und warum? In den oberen Pritschen liegen ein paar hundert festgeschnürte Säcke aufgestapelt.

Früher war es so angenehm und gut. Man brauchte nur dem Lagervorstand zu klagen. Da bekam man soviel Kleider und Schuhe, als man wünschte. Aber als die Obrigkeit dahinter kam, daß es für diese Gegenstände eine Art von Börse gab und sogar einen Kurszettel, wurde man strenger. Jetzt muß man seinen Bedarf nachweisen. Erst dann bekommt man einen Zettel mit Namen und Datum, worauf steht, was man braucht. Die Kontrolle ist scharf. Wer einen neuen Mantel bekommt, muß den alten abliefern. Das Kleiderdepot ist eine Art von Wundermühle. Man kommt hin mit sohlenlosen Schuhen, in fettstarrenden Fetzen, mit krepelosem Hut. Man tänzelt hinaus als ein kompletter ländlicher Dandy. Die abgelegten Stiefel erzählen Bände, aber man darf nicht glauben, daß sie auf den Misthaufen wandern. Die Schusterwerkstätte „leimt alles“. Ist von einem Schuh nichts übrig als ein großes Loch und ein kleiner Sohlenstift, so baut man darüber einen ganzen Stiefel und hat das gute Gewissen, daß man nichts hat verkommen lassen.

Als wir fortgehen wollen, wimmeln die Menschen noch dichter um uns. Viele Greise, die schon die Nachtruhe gesucht hatten, stehen auf und kommen herzu. Von allen Seiten flüstert und fleht es: Do domu! Do domu! Traurig schüttelt meine Führerin den Kopf.

Ein alter Huzule will ihre Kleider gar nicht loslassen. Herzerreißend bebt er: Do domu! Meine Führerin versucht ihn zu beruhigen: „Dein Dorf ist nicht mehr. Deine Kühe haben sie fortgeschleppt. Deine Hütte ist ein Aschenhaufen. Was willst du zu Hause?“ Die matten Greisenaugen starren in die Ferne und er antwortet: „Ich will nur an der Hecke stehn. Die Asche anrühren. Weinen . . . Nur weinen . . . Und dann sterben.“

Die armselige Bevölkerung der Ukraine kümmert sich nicht um Gut und Gold. Sie haben keinen Ehrgeiz und keine Habsucht. Sie lieben den Erdenfleck, auf dem ihre Wiege stand.

*

Das Gefangenenlager ist wie ein stilles langweiliges Hagestolzenheim, wo jeder Stuhl auf seinem Platz festgeleimt scheint und selbst die Zeit stehen geblieben ist. Keine Blumen am Fenster, kein Kinderlachen in der Stube, kein zerbrochenes Spielzeug, keine raschelnden Frauenkleider.

Das Flüchtlingslager ist ein aufgewühlter Ameisenhaufen. Eine Stadt, die auf dem Kopfe steht. Eine Arche Noah auf dem Berge Ararat, mit Menschen statt mit Tierpärchen gefüllt.

Kinder in solchem Überfluß, in so verwirrender Menge, daß man auf den Gedanken kommt, ob nicht bei gewissen Völkern die Frauen kaninchenhafte Fruchtbarkeit besitzen.

Das Lager wirkt wie ein üppiger Hühnerhof, wo mehr Gewicht auf Brut- als auf Kocheier gelegt wird. Abschreckend reinlich sind die Kinder nicht — die neueste Entlausungsmaschine kostete 36.000 Kronen — auch nicht alle besonders reizend, aber einen Mund haben alle, der bis zu den Ohren lacht, diebische Augen, Trommelbeinchen, auf denen sie unermüdlich herumtoben, ihre Schelmenstreiche auszuführen.

Ihnen gehört die Erde, auf die sie treten. Ihnen zuliebe entstand der Krieg, damit sie einen solchen Tummelplatz bekommen. Sie sind die Herren.

Im Anfang unterhielt es sie, Fensterscheiben auszuschiagen. Eines Tages schlugen sie den Rekord: 500 Fensterscheiben wurden ihr Opfer. Dann wurde diesem Sport ein Ende bereitet.

*

Die Order des Ministeriums lautete so: „Innerhalb dreier Monate ist Unterkunft für 30.000 Flüchtlinge zu schaffen!“

Es war dies mitten im Winter, im Februar 1915. Die Gegend, wo das Lager entstehen sollte, war zwar schon bestimmt, noch aber die Bauplätze nicht ausgewählt, geschweige denn erworben.

Aus Rücksicht auf die Transportverhältnisse mußte das Lager in der Nähe einer Stadt und einer Eisenbahnlinie sein — aus Rücksicht auf die Ansteckungsgefahr doch in einem gewissen Abstand. Die Bevölkerung war nicht begeistert durch die Aussicht auf eine Kolonie unbemittelter Heimatloser. Aber der Platz wurde erworben und die Ingenieure fingen an, die Pläne auszuarbeiten. Man hatte ja drei Monate Zeit. Gerade hat man angefangen den gefrorenen Boden zu bearbeiten, die ersten Wasserrohre einzulegen, als folgende Botschaft kam: „Dreitausend Flüchtlinge müssen sofort beherbergt werden.“

Da stand man nun. Keine Baracke war unter Dach, weder Wasser- noch Lichanlagen waren in Ordnung.

Am gleichen Abend glitt der Zug durch die Schneelandschaft und als er hielt, enttaumelten ihm dreitausend verwilderte, halb verrückte, verhungerte, todmüde Menschen.

Wie viele Tage waren sie wohl unterwegs gewesen? Wie oft hatte der Zug auf offenem Felde gehalten, um Platz zu machen für Militärtransporte? Wie viele waren während der Fahrt gestorben? Welchen Krankheiten waren sie unterlegen? Was fehlte denen, die in Fieberdelirien ankamen?

Es war keine Zeit, das zu untersuchen. Die Aufgabe hieß: diesen Unbehausten ein Dach über dem Kopf zu verschaffen, diesen nagenden Hunger zu stillen.

Ein paar Zeltplöcke wurden in die gefrorene Erde eingerammt. Was man in Eile von Stroh auftreiben konnte, wurde ins Zelt hineingeworfen. Kein Platz, nebeneinander zu liegen. In Klumpen verkrampft mußten sie schlafen, Männer, Frauen und Kinder, Gesunde, Kranke, Sterbende. In dieser Nacht, unter diesen Zelten, kamen Kinder zur Welt.

Wenige Wochen nachher standen die ersten Baracken, jede für 400 Personen. Als die drei Monate um waren, beherbergte das Lager etwa 40.000 Menschen, und dieses Lager war nur eines von vielen.

Im Anfange mußte man das Wasser aus der benachbarten Stadt herbeischleppen und alles Essen wurde unter freiem Himmel gekocht. Es war ein großer Augenblick, als das erste eigene Brot aus dem Ofen kam. Jetzt wird in zwei Öfen Tag und Nacht gebacken. Das Kneten geschieht elektrisch und die tägliche Ration für 30.000 Menschen wird von nur elf Männern hergestellt.

Das Lager ist in mehrere Sektionen geteilt, so daß jede Küche nur für eine gewisse Anzahl von Baracken kocht. Das Essen der Flüchtlinge ist noch primitiver als das der Gefangenen und in den meisten Lagern gibt es nur einmal wöchentlich Fleisch. Dann aber müssen für diese einzige Mahlzeit 80 Ochsen ihr Leben lassen.

Von den Tonnenkesseln, deren es in jeder Küche etwa ein Dutzend gibt, hat jeder seine eigene Feuerstelle, die ein Heizer versieht. Das Umrühren besorgen junge Mädchen, die, um hinaufzureichen, mit ihren langen Stangen auf kleinen Treppen stehen müssen.

Hier das Kochrezept einer beliebten ukrainischen Mittagsuppe: 20 Kilo Bohnen, 20 Kilo Kohl, 50 Kilo Kartoffel, 2 Kilo Fett, Salz, Pfeffer, Lorbeerblätter, Majoran und Zwiebel.

Das Essen der Kinder ist etwas anders, wird aber in der gleichen Küche zubereitet. Die ganz Kleinen dagegen werden aus einer eigenen Küche gepflegt. Die meisten Lager haben eigene Viehzucht, an der sich die Flüchtlinge eifrig beteiligen, und eigene Schlachthäuser.

In den ungeheuren Lagerräumen riecht es stark, süß und streng. Man ist darauf eingerichtet, sechs Monate ohne jegliche Zufuhr zu bestehen.

Die Schmierseifetonnen bringen mir ein lustiges Episödchen in Erinnerung. Nicht alle Flüchtlinge sind Freunde der Reinlichkeit. Es genügt durchaus nicht, sie in die Badeanstalt hineinzubugsieren, den Dampf ausströmen zu lassen und sie, mit einem Stück Seife in der Hand ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Sie hielten die Seife krampfhaft fest, wurden aber nicht reiner davon. Da kam jemand auf die ingenüöse Idee, jedem Badenden eine Hand voll grüner Schmierseife zwischen die Schulterblätter mitzugeben. Diese loszuwerden war nicht einfach und forderte intensives Reiben. So sind die Flüchtlinge mindestens auf dem Rücken zweifellos sauber.

Aus dem Lebensmittellager begeben sich in das Lager, in welchem Stoffe für 50.000 Menschen aufgestapelt liegen. Auf einem Berg von Tuchrollen klettern wie Gemen junge Mädchen herum, entzückt von dieser Art von Zinnenbesteigung. Ich muß hastig zur Seite springen, um nicht unter einer Tuchlawine begraben zu werden.

In den Nähstuben kann man sein eigenes Wort nicht verstehen vor dem Meeresrauschen, bestehend aus dem Fliegensummen der Maschinen und dem kichernden Murmeln der Frauen. Der Wollstaub wirbelt, die Baumwolle stinkt, die Scheren schneiden in Stoff und Luft. Plötzlich spielt die Sonne über das Gemenge von braunen Runzelbündeln und apfelglatten Jungfernwangen und aller Augen blinzeln schwarz und blank.

Die Ukrainer, die früher zum Nationalkleid schwuren, werden hier in den ersten Hinterhalt der „Pariser Mode“ gelockt. Man lockt sie mit Stoff, man lockt sie mit Zwirn, man lockt sie mit heiter schnurrenden „selbstnähenden“ Maschinen. Sie dürfen selbst die Farben wählen und so treu sind sie alten Gebräuchen, daß sie jene grellen Farben wählen, die am besten zu ihren heimatlichen Hügeln passen.

Ein neunzigjähriges Mütterchen mit schwarzen Augen nicht größer als Hollunderbeeren, tritt die Maschine so munter, als wäre es der Webstuhl für ihr Brauthemd.

Auf einem Tisch liegen zierlich dutzendweise zusammengebunden, in strahlenden Farben Säuglingsausstattungen. Es gibt ganz junge Mütter im Lager. Niemand fragt, wer der Vater ist. Kinder sind immer ein Segen.

Die Flüchtlingsfrauen haben genug zu tun, obgleich ihre sonstige häusliche Tätigkeit entfällt. An der Brust tragen sie eine zusammengeknüllte angefangene Stickerei. Der Kuhstall ist da und der Mund wird nie müde, Heiratsmärchen zu erzählen. Und noch eine eigenartige Zerstreuung blüht ihnen: man trägt gemeinsam seine bunten Fetzen zu einem Ziehbrunnen und scheuert auf Tod und Leben darauf los, während des eiskalten Wasser auf die nackten Beine sprudelt. Viel sauberer werden die Sachen nicht, aber das ist auch nicht der Zweck. In der elektrischen Waschanstalt des Lagers wird alles gratis gereinigt, aber die Frauen haben eine instinktive Abneigung davor, „außer dem Hause“ waschen zu lassen. Vielleicht fürchten sie das Chlor.

*

Die Spitäler sind in allen Flüchtlingslagern — mit den Baracken verglichen — reine Paläste. Von Anfang war man sich bewußt, daß, wollte man einen guten Gesundheitszustand aufrecht erhalten, die Krankenhäuser so anziehend gestaltet werden müßten, daß niemand auf den Gedanken käme, eine Krankheit zu verleugnen.

Die breiten Korridore sind mit blühenden Pflanzen geschmückt. Die Kranken liegen in lichten, hohen Sälen. Statt der traurigen braunen Decken haben sie weinrote, hell lila oder veilchenblaue, jeder Saal eine andere Farbe. Die Qualität der Pflegerinnen hat mich überrascht. Aus dem zusammengewürfelten Material zu Anfang des Krieges ist es gelungen, nach Abstoßung der untauglichen Elemente pflichtgetreue, umsichtige, vollkommen zuverlässige Pflegerinnen zu erziehen, so daß man schon heute sagen kann, daß die österreichische Frau als Berufspflegerin künftig ihren Mann stellen wird. Ärzte und Krankenpflegerinnen bemühen sich um jene heitere, hoffnungsvolle Stimmung, die besser wirkt als Medizin.

Und doch liegt man in stetem Kampf mit dem bekannten Armeleutschreck vor Spitälern.

Es ist eine Tatsache, daß der Todesengel, der doch zu Frieden sein sollte mit seiner Ernte auf dem Schlachtfelde, jetzt auch in die Reihen der neugeborenen Kinder besonders brutal hineinmäht. Welche Gewalttat ist durch Kriegsnot und Fluchtverzweiflung an den Ungeborenen im Mutterleib verübt worden! Kein Wunder, daß die in Todesangst empfangenen Kinder mit dem Todeszeichen auf der Stirne geboren werden und daß die Säuglinge, die an den verwelkten Brüsten verhungelter Mütter gelegen haben, hinsiechen.

Alles, alles wird getan, um diese flüchtenden Seelchen festzuhalten. Ob es gelingt. . . . Ob es wünschenswert ist. . . .

Oft hatte ich die Bezeichnung „lebende Leichen“ gehört, hier stand ich ihnen zum ersten Male gegenüber. Ich schlug die Hände vors Gesicht, aber es war zu spät. Ich hatte gesehen. . . .

Und bei jedem Bettchen eine Mutter, die die Hoffnung nicht aufgeben will. Stumme Mütter, stumme Kinder. Skelette mit Papier überzogen. Greisengesichter mit verzweifelt anklagenden Augen. Starre blaue Lippen. Winzige Hände klamm wie frosttote Blumen im Schnee.

Aus Tradition rufen die Eltern den Arzt erst, wenn es zu spät ist. Stirbt dann das Kind, gibt man der Behandlung die Schuld. Nur bei ansteckenden Krankheiten hat der Arzt das Recht, einzugreifen. Immer und immer ereignet sich das gleiche. Die törichte, unwissende Mutter trägt, ohne Erlaubnis des Arztes, das halbgenesene Kind aus dem Spital weg. Der Arzt sagt: „Wenn das Kind jetzt wekommt, ist es in drei Tagen tot.“ Das Kind stirbt. Aber keine andere Mutter zieht eine Lehre daraus.

Im Krankensaal auf und nieder schleicht eine Mutter, beinahe ebenso fahl wie das kleine Wrack in ihren Armen. Seit acht Wochen macht sie es schon so. Seit acht Wochen hat sie jede Nacht in ihren Kleidern vor dem Bettchen auf dem Boden liegend zugebracht. Es kann nicht leben, kann nicht sterben. Noch glaubt sie fest an die Heilung dieses armseligen Wesens, dessen Körperchen eine eiternde Wunde

ist. An dem Tage aber, an dem sie die Aussichtslosigkeit versteht, kleidet sie ihr lebendes Kind in sein Leichenhemdchen und stellt zwei brennende Kerzen ihm zu Häupten. Wie eine Verzweifelte wehrt sie den Ärzten jede Annäherung. Niemand darf es anrühren, ihm Nahrung reichen. Ihr Kind soll jetzt in Frieden sterben.

In seinem Gitterbettchen in einem Krankensaal steht ein halbnacktes dreijähriges Krausköpfchen. Die Mutter ging bei einem Schneesturm auf der Flucht zu Grunde, der Vater ruht in einem Massengrab. Der Lagerkommandant hat es an Kindesstatt angenommen. Da er unverheiratet ist, ließ er es in der Waisenbaracke, wo es gut gedieh.

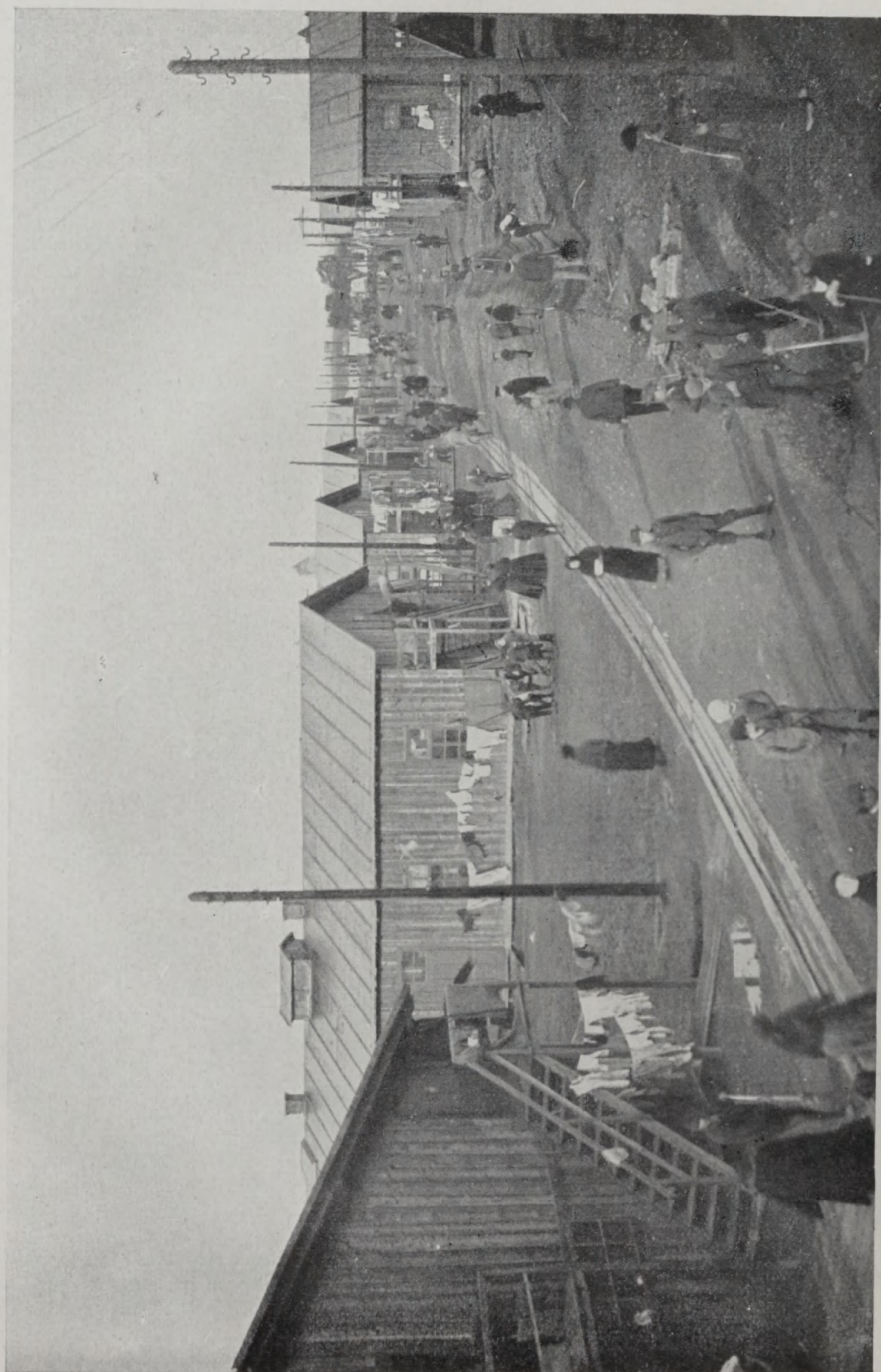
. Hunderte kleiner Betten in mehreren Reihen. In der Mitte einige Bänke und ein Tisch. Auf dem Tisch einige Spielsachen und da herum ein Chaos von neugierig-bewundernden Kinderköpfen. Ein zwanzigjähriges Mädchen ist diesen Kindern Vater und Mutter in einer Person. Beinahe ohne Hilfe hält sie diese Herde in Ordnung, die nichts Anderes besitzt, als die Kleidchen, in denen sie geht, steht und — schläft. Die Kinder sind glücklich. Sie haben Spielkameraden. Sie bekommen Apfelmus und Pflaumenmarmelade, Kakao und Suppe aus Gemüse und Milch und Brot. Sie können sich alles wünschen und im Traum werden alle Wünsche erfüllt.

Aus dem Chaos hebt sich ein Knabekopf, weit vorgestreckt, um dem Spiel zu folgen — er ist blindgeboren, aber sein Zusammengehörigkeitsgefühl läßt es ihn vergessen. . . .

Hier lebte und gedieh die kleine Adoptivtochter des Lagerkommandanten, bis sie eines Tages, eines leichten Ohrenleidens wegen ins Spital übersiedelte. Aus der Hütte ins Schloß. Sie wurde der Liebling aller. Aber die kleine Dame war nicht so leicht zu gewinnen. Kalt und feindselig starrte sie Ärzte und Pflegerinnen an. Wollte weder essen, noch spielen — sie wollte zurück. Eines Tages versuchte sie sogar aus dem Fenster zu springen, um zu den Freunden zu gelangen, aber nach diesem mißlungenen Selbstmordversuch fühlte sie sich wohler. Das erste Lächeln entlockten ihr ein Paar rote Safianpantoffeln, mit denen sie auf dem Boden und in ihrem Bettchen herumtrippelte. Und wehe denen, die vor dem Schlafengehen den



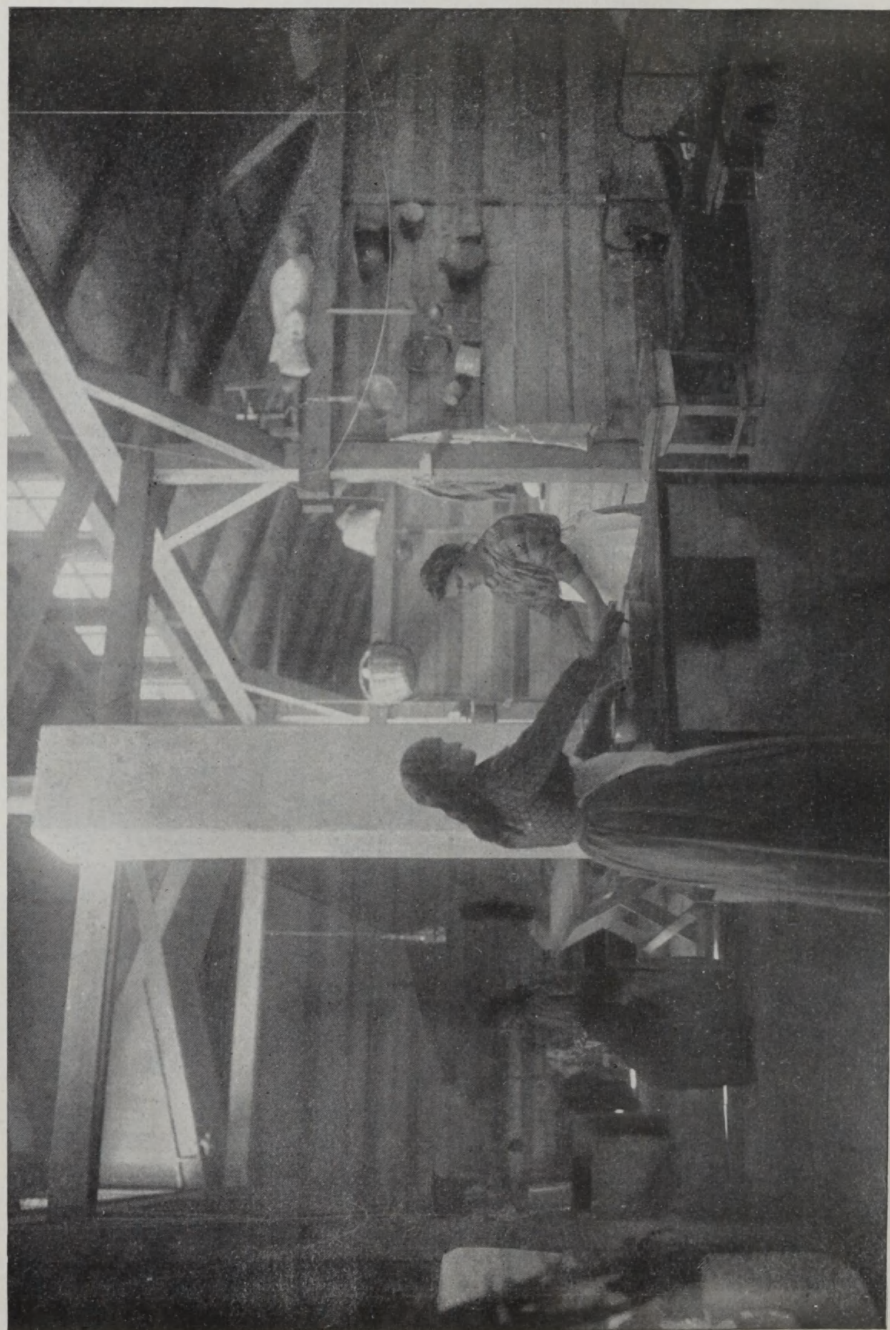
Eben angekommen . . .



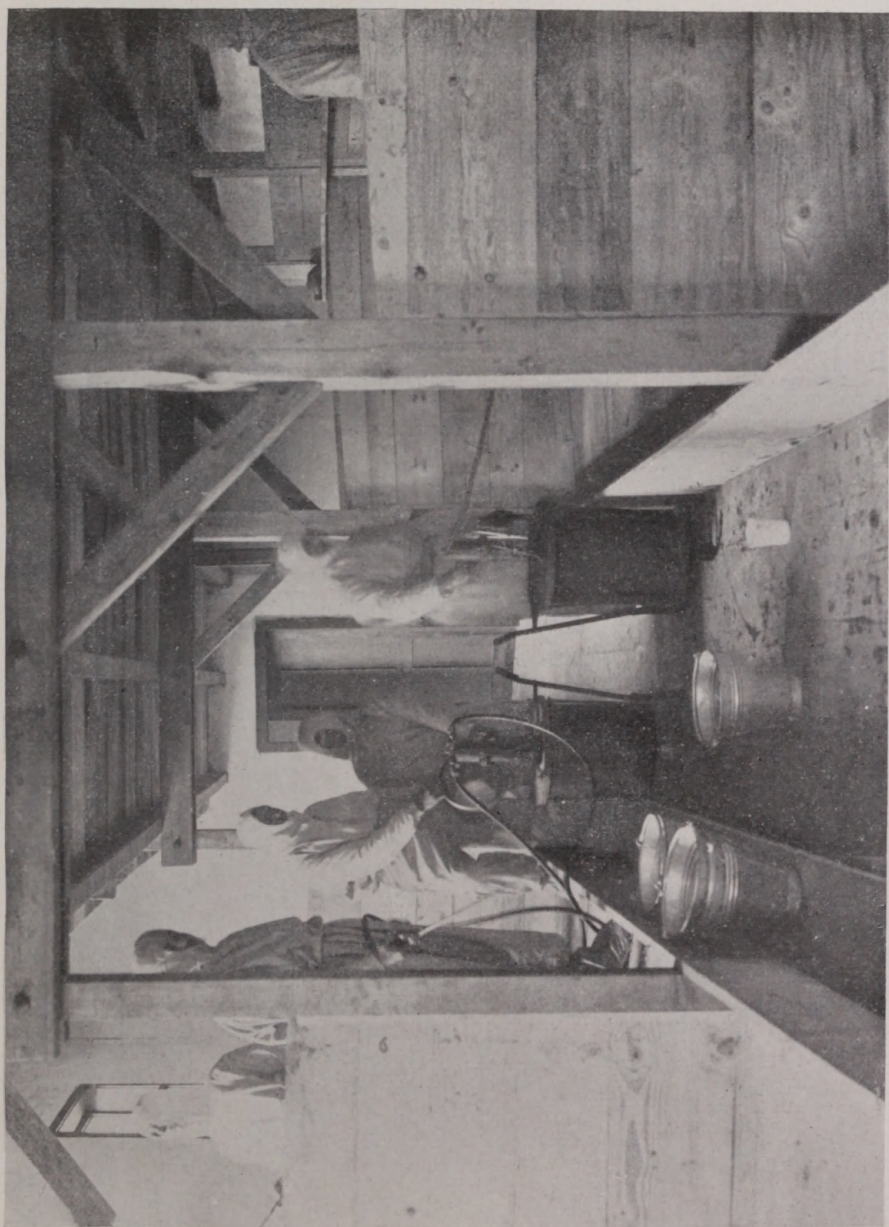
Korso im Flüchtlingslager



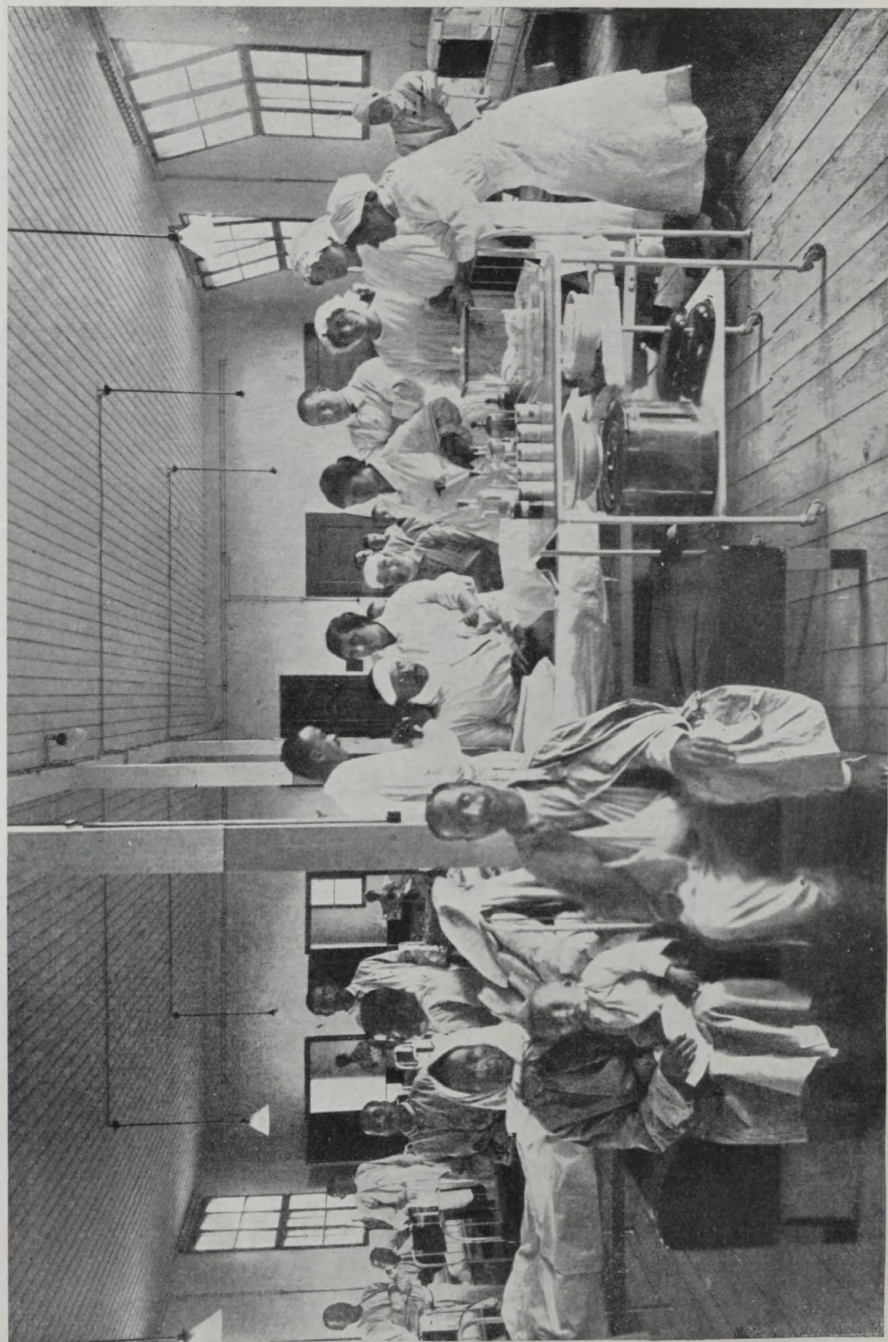
Inneres einer Baracke



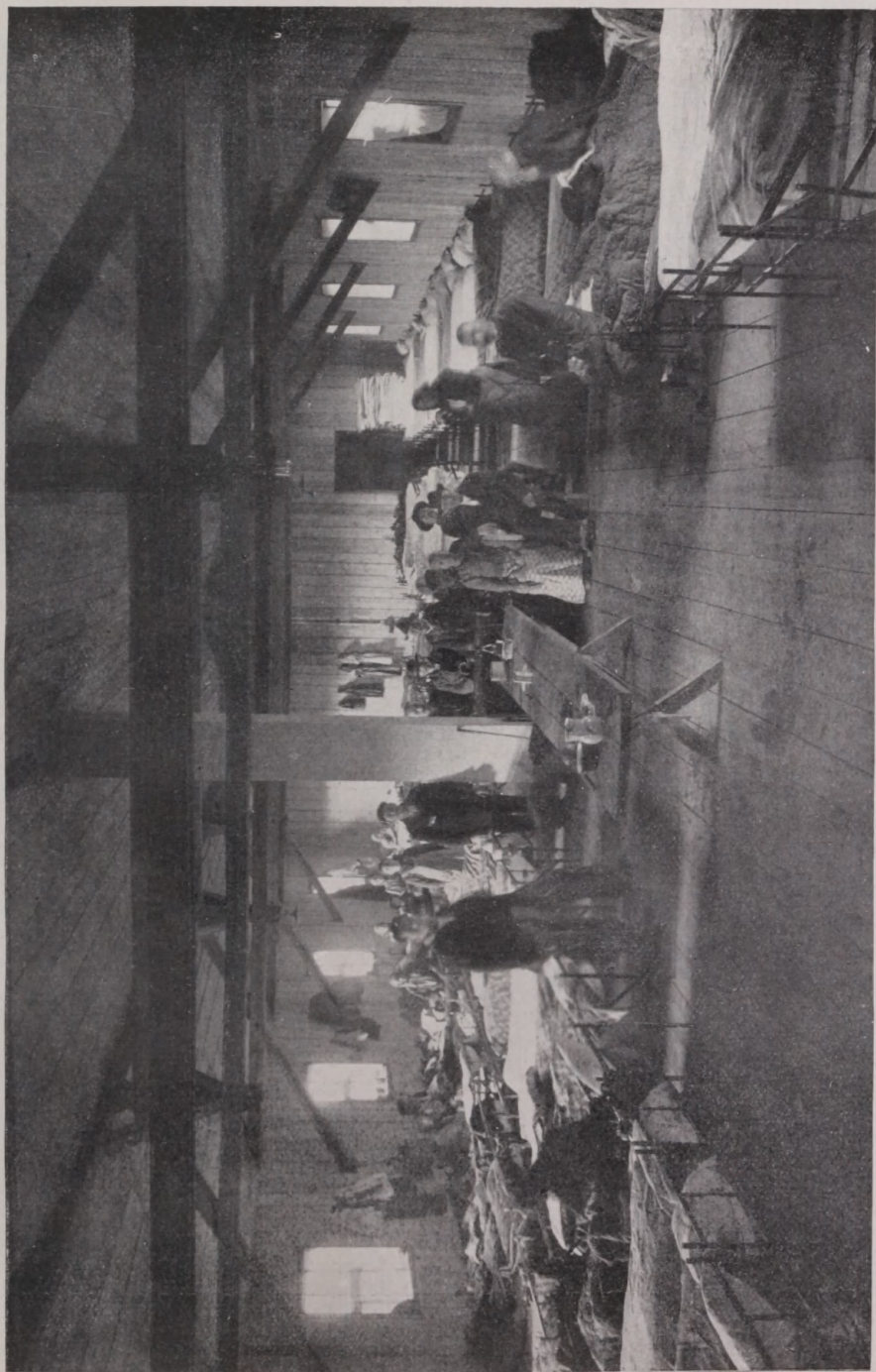
Einzelzimmerbaracke im Flüchtlingslager



Desinfektion



Im Spital



Sichenhaus



Ukrainische Stickerinnen



Kartoffelschälen



Eine Küche



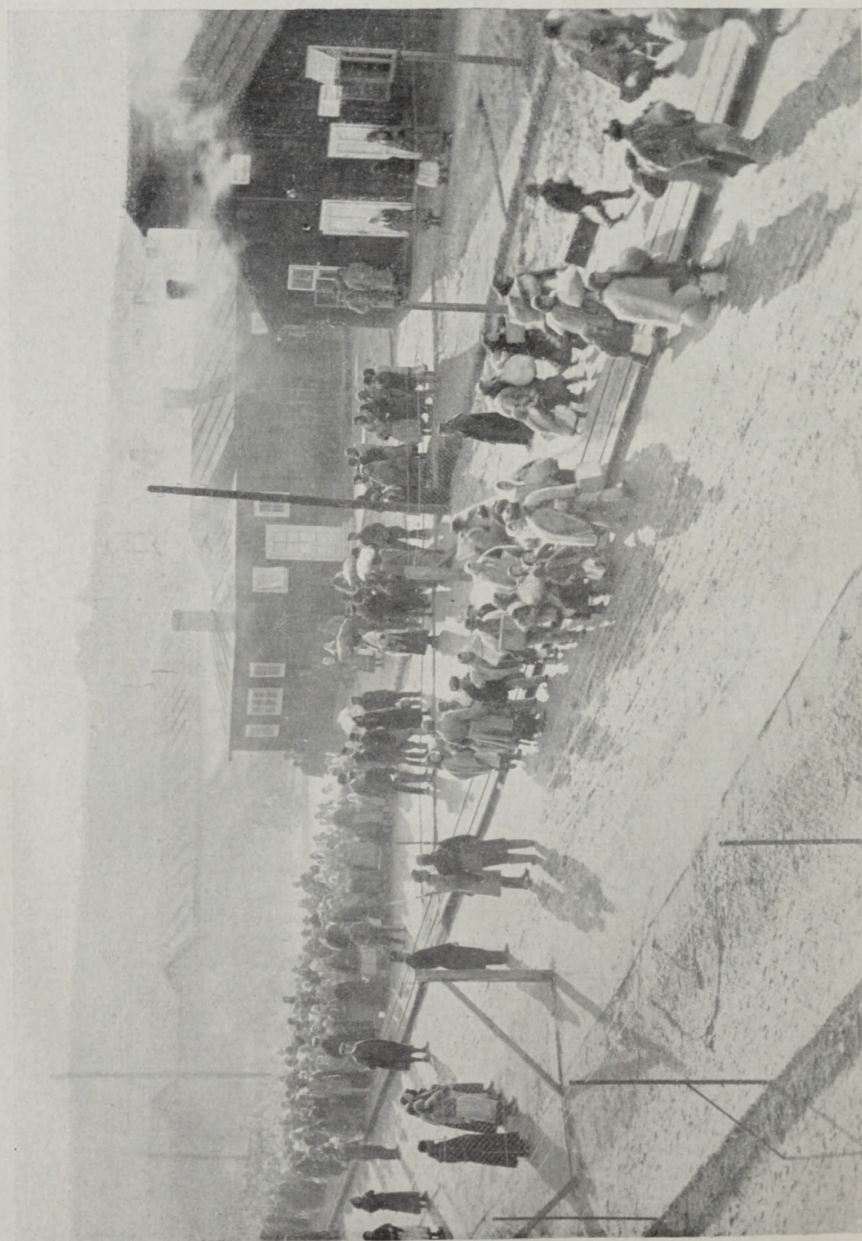
Speisestunde



Analphabeten



Große Wäsche am Fluß



Nach Hause!

Versuch machten, sie des Schmuckes zu entkleiden. Ihre Gunst ist nicht käuflich, aber einer Laune folgend, läßt sie die Sonne ihrer Gnade über die wunderbare gräfliche Ärztin scheinen, deren weißer Kittel fortwährend Spuren ihres schokoladeüberfließenden Mäulchens aufweist.

*

Es ist Morgen. Vom Fenster folge ich dem Erwachen des Lagers. Aus dem rauhen Nebel wachsen langsam wie schwarze wiegende Äste die Rauchwolken der Schornsteine empor und wie weiße Blumen entfaltet sich der Atem der Menschen. Im schieferdunklen Wegschlamm rollen alte Huzulenmänner ihre Karren voll Pferdefutter. Großhörnige Ochsen mit blutroten Bettdecken über ihren fetten Leibern ziehen träg die turmhoch beladenen Brotwagen von Küche zu Küche. Auf schnellen nackten Füßen, in roten Röcken, mit klirrenden Korallen, klappern die jungen Weiber den Weg hinab, die Morgenmilch für ihre Kleinen zu holen.

Es wird für verdienstvoll angesehen, sein Kind selbst zu stillen und jede Frau, die es kann, wird in einer besonders gut ausgestatteten Baracke, mit richtigem Bett und Extrakost verpflegt. Aber da nur ein verschwindend kleiner Teil der Mütter zu stillen vermag, muß man zur Kuhmilch greifen.

Die Säuglingsküche liegt etwas abseits, sogar umzäunt und bewacht. Die sterilisierte Milch von ausgewählten Kühen wird in kleine hermetisch geschlossene Gefäße gefüllt. Auf der Vorderseite des Hauses ist eine Doppeltreppe mit einer Plattform in der Mitte. Die jungen Frauen sollen auf der einen Treppe zur Milchausgabe empor-, auf der anderen hinabsteigen. Aber in ihrer kindlichen Ungeduld drängen und stoßen sie so, daß die Sache gewöhnlich mit Heulen und Zähneklappern endet.

Im Zimmer, wo die Milch ausgeteilt wird, steht der Leiter. Er kennt seine Leute. Er besticht sie mit Geschenken. Damit sie ihm schöne, gute Milch gratis für ihre Kinder abnehmen, lockt er sie mit Kopftüchern, Schürzen und Säuglingsausstattungen in Regenbogenfarben. Aber er schenkt nur tröpferl-

weise. Das Gedränge draußen gilt vielleicht mehr den schönen Tüchern; aber die sanitäre Absicht des Staates wird auf diesem Wege erreicht.

Die alten Männer und ihre Pfeifenstummel scheinen zu untrennbarer Einheit verschmolzen zu sein. Wo kommt all der Tabak her? Der Geruch deutet an, daß sie zuzeiten mit Heu vorlieb nehmen. Doch erläutert man mir, daß ihre Tasche nie ganz leer ist. Es gibt im Lager so viel kleine Verrichtungen, daß selbst die ältesten und gebrechlichsten Leute sich einige Groschen verdienen können.

Man ist zu den Alten besonders gut. In ihren stillen Seelen nagt die Heimatssehnsucht am stärksten. Fangen erst die Beine an zu schlottern, wird der Kopf schwer und müde, ist der Weg zum Kirchhof nicht mehr weit.

Vor der Kirche sitzen immer Bettler. Es sieht so kümmerlich aus, als gäbe es auch im Flüchtlingslager einen Unterschied zwischen arm und reich. Aber so ganz tragisch ist die Sache nicht. Diese Alten waren schon zu Hause Bettler und üben jetzt ihre Profession, um nicht aus dem Training zu kommen.

In diesem Lager gibt es zwei Priester, die sich an Leib und Seele aufreiben. Sie unterrichten in Religion in den Schulen, besuchen die Kranken, versehen die Sterbenden, nehmen die Beichte ab, trauen und begraben. Der Tag reicht nicht, man muß die Nacht dazu nehmen. Getauft wird erst nach neun Uhr abends. Keine Nacht können sie ruhig schlafen. In Fällen von Cholera und Flecktyphus müssen sie sich mit Überkleidern und Gummihandschuhen bekleiden und nachher einer gründlichen Desinfektion unterziehen. Auf den Schultern eines Mannes ruht hier eine Arbeitslast, die die Strapazen der Front weit übersteigt.

Je menschlicher er ist, um so mehr nimmt ihn seine Tätigkeit mit. Er darf seines eigenen Gewissens wegen die Beichte eines Sterbenden nicht teilnahmslos anhören. Er muß hingebungsvoll über einen an einer Seuche Hinsiechenden gebeugt sitzen und darf nicht daran denken, daß er Frau und Kind hat.

Im Anfang waren Epidemien unvermeidlich. Aber nach und nach, als das Lager in Ordnung kam, besiegte man diesen allerschlimmsten Feind.

Vor dem Lager liegen Isolierbaracken, wohin die neu Ankommenden gebracht werden. Jeder, der Zeichen von Krankheit zeigt, kommt in eine der Zellen im Hause der „Verdächtigen“. Dieses ist nach einem eigenen System gebaut. Der Kranke geht durch eine Tür und befindet sich in einem Zimmer mit anstoßendem Toilettengang. An das Krankenzimmer schließt sich die Zelle der Wärterin auch mit eigenem Toilettengang und eigener Ausgangstür. Jeder Verdächtige hat so seine eigene Pflegerin, die nicht in Berührung mit anderen Menschen kommt. Zeigt die Furcht sich unbegründet, wird der Patient befreit, wenn nicht, kommt er in die Baracke, die Kranken seiner Art bestimmt ist.

Das Lager in Gmünd ist ein unruhiger Aufenthalt. Vom Februar 1915 bis Februar 1916 gab es nur einen einzigen Tag, den 4. März, wo kein neuer Flüchtling anklopfte. Im Laufe des Jahres hat man 100.000 Gäste beherbergt. 30.000 davon verschaffte man Arbeit in verschiedenen Orten Österreichs, 20.000 schickte man nach Hause, 20.000 kamen nach anderen Lagern, die mehr Platz hatten. Aber von denen, die nach Hause durften, als der Feind fort war, leben noch heute viele in verlassenen Schützengräben. Ihre Heimstätten waren einfach Aschenhaufen. Aber selbst aus dem Schützengraben haben sie ja die Aussicht auf die geliebten leeren Plätze.

Das Lager ist hauptsächlich von Flüchtlingen gebaut, da andere Arbeiter nicht zu haben waren. Zur Zeit haben in diesem Lager 400 Menschen ständige Arbeit an Neubauten und Umänderungen. 1200 besorgen den Straßenbau und die Reinhaltung, 400 arbeiten in Werkstätten.

Von den 7000 Kindern besuchen einige tausend die Schulen, die übrigen sind entweder zu klein oder groß genug, um in den Nähstuben beschäftigt zu werden.

Die Schulen sind, wie die Spitäler, mustergültig eingerichtet. Wenn einmal alle diese Flüchtlinge zu Hause sind und der bittere Lebenskampf neu beginnt, dann werden vor

den weichen Kinderseelen jene lichten, bildergeschmückten Räume wie Träume stehen, zu schön, um glaubhaft zu sein.

Eben fertig mit der Besichtigung der Schule, wo in jeder Klasse die Kinder uns mit einem gesungenen ukrainischen Glückwunsch begrüßen, gehe ich die Hauptstraße hinunter, begleitet von dem jungen Lagerkommandanten, als ein uralter Huzule kommt, uns seine Not zu klagen. Er will wissen, wann der Krieg aus sein wird, wann er in die Heimat zurück kann. Mein junger Begleiter zuckt bedauernd die Achseln: Niemand weiß das. Da trifft ihn aus den alten Augen ein schmerzlich-vorwurfsvoller Blick: „Mein Vater ist gestorben, meine Mutter ist gestorben. Du bist mir jetzt Vater und Mutter. Wenn du mir nicht hilfst, wohin soll ich um Rat gehen?“

Schuldbewußt stehen wir da. Mit zitternden Schritten entfernt sich wankend der Alte. Wir hören noch lange sein zahnloses Flüstern: „Do domu! Do domu!“



Im Gefangenenlager.

Auf dem weißen flachen Feld, wie zahllose Laken auf der Bleiche, zierlich geordnet in Reihen, eine unübersehbare Menge blendend weißer Baracken, doppelt leuchtend gegen den schnees schweren Himmel und die drohende Grenzwacht der fernen Gebirge. Keine Mauer ums Lager, kein eisernes Gitter, kein Zaun, eine Drahtumfassung, durch welche ein Kind mit Leichtigkeit schlüpfen kann. Draußen frierende Wachtposten — die Kälte kam mit dem Orkan, der letzte Nacht übers Land getobt war. Der Fremde sieht von außen, wie die gefangenen Mannschaften mit aufgestelltem Pelzkragen und in die Stirne gedrückter Mütze den mit Steinen gesättigten Erdboden bearbeiten, Straßen abstecken, Gartenanlagen vorbereiten, Abfälle fortschaffen. Er sieht die zu Müßiggang verurteilten Offiziere in Gruppen oder einzeln umherschlendern.

Mit klopfendem Herzen und gesenkten Blicken schleicht man zuerst herum. Aber allmählich gewinnt man Fühlung. Das ewig Menschliche macht sich geltend. Der Kirgise, der Samojede, der Kleinrusse, der fezbekleidete Mohammedaner aus dem Kaukasus und der Krim empfindet plötzlich, daß er heute Besuch hat von Freunden, die zwar nicht mit ihm sprechen können, die aber auch ohne Worte seine Sehnsucht nach der lieben, fernen Heimat verstehen. Alles verändert sich nun. Man schreitet zwischen Lächeln vorwärts, jedes Lächeln eine zarte Blume, aus dem Schnee entsprossen. Man hat sich das Recht erworben, im Gefangenenlager zu sein.

Der Lagerkommandant, ein frischer, warmfühlender General von jener echt österreichischen Art, aus jeder Situation das Beste zu machen, ist selbst unser Führer. Die Befürchtung,

man werde Potemkinsche Dörfer zu sehen bekommen, schwindet wie Tau vor der Sonne. Er hat mindestens ebensoviel Interesse, uns alles wirklich sehen zu lassen, als wir, alles zu sehen. Und ebenso denkt sein ganzer Stab. Jeder hat sein eigenes, abgeteiltes Arbeitsfeld, das er mit Eifer bebaut, sich der Verantwortlichkeit völlig bewußt.

Bei den Kranken! Der leitende Arzt ist glücklich wie ein Kind über seinen Operationssaal, der sich aber auch in einem Großstadtsptial sehen lassen könnte. Liebkosend streichelt er den Sterilisierapparat, der schon Hunderten von Menschen das Leben gerettet hat. Er dreht alles elektrische Licht auf, um uns zu zeigen, wie es in jenen Zeiten wirkte, als die Gefangenentransporte den Höhepunkt erreicht hatten, so daß auch die Nacht zum Tage gemacht werden mußte und der Arbeitstag 24 Stunden hatte.

Mit stolzer Freude berichtet er von den 150 Russen, die mit Cholera aus dem Felde kamen und von denen mehr als 100 gerettet wurden. Damals gab es 30.000 Gefangene, aber niemand wurde das Opfer der Ansteckung. Noch größere Erfolge hatte die ärztliche Kunst und Fürsorge während der Flecktyphusepidemie. Von 4000 Erkrankten starben 50 bis 60. Jetzt gibt es keine Epidemie, doch sind alle Krankenbetten belegt. Sie haben mehr Platz und bessere Luft als die Kranken in Spitälern in Friedenszeiten. Vielleicht ein wenig zu viel Luft. Die Baracke für Kranke wie für Gesunde widersteht nicht leicht der frechen Zudringlichkeit des Windes. Der Ofen gibt Wärme, aber der Wind atmet Kälte. Die Kranken liegen zu meist still, mit ihren beiden wollenen Decken bis an den Hals zugedeckt. Ich wunderte mich, daß sie keine Lektüre hätten, wurde aber durch die Antwort aufgeklärt: „Die meisten können ja gar nicht lesen! Aber selbst wenn sie es könnten, woher sollten wir ihnen Bücher in ihrer Sprache verschaffen?“ Und schauernd erfahre ich, daß die ersten — seit Kriegsausbruch die ersten sieben Kistchen mit Liebesgaben aus Rußland heute, eben heute, 12. Februar 1915, angekommen sind, so wenige sind über die russische Grenze gekommen.

Ein junger Mann starrt uns aus seinem Bett so verzweifelt an, daß man eine Tragödie ahnt; er hat kürzlich —

niemand weiß, wie er dazu gekommen ist — mit einer Dynamitpatrone gespielt und dabei seine Hand so zerschmettert, daß sie abgenommen werden mußte. Der Arzt fährt liebevoll über die junge Stirne und spricht tröstend ein paar Worte. Alle haben sie ein bißchen Russisch gelernt. Der Kranke kämpft mit den Tränen, die in seinen dunklen Augen stehen. Still entfernen wir uns und finden ein wenig Trost darin, daß es die linke Hand ist, die fehlt. Im Gefangenenlager gibt es keine Rote-Kreuzschwestern — keine Frauen. Das ist ein Mangel.

Im Garten des Todes. Ich wollte, dieser kleine Friedhof würde photographiert und jeder Gefangene könnte eine Abbildung davon an seine Lieben schicken. In einem Land, wo die gefangenen Toten so bestattet sind, kann es den gefangenen Lebenden nicht anders als gut ergehen. Jedem Grab zu Häupten ein großes schwarzes Kreuz, darauf die weiße Nummer, geschmückt mit einem vollen Kranz von Tannengrün. Die Armengräber meiner Heimat sind nicht so liebevoll geschmückt. Und dies ist erst der Anfang. In der Steinhauwerkstatt des Lagers wird von früh bis abends an Monumenten aus dauerndem Material gearbeitet. 50 Denkmäler sind schon an Stelle der Holzkreuze getreten. Man hatte zuerst gedacht, Granitkreuze aufzustellen. Aus Rücksicht auf die verschiedenen Religionen entschloß man sich aber zu einem polierten, oben abgerundeten Granitstein, der in einem Medaillon die Totennummer zeigt. Über Österreichern und Russen erheben sich die gleichen Denkmäler, Seite an Seite ruhen sie, mit den gleichen militärischen Ehrenbezeugungen zur Ruhe geleitet. Die Fichtenbäume in der Friedhofsecke säuseln Tag und Nacht ihr Wiegenlied für die Entschlafenen.

Da steht eine kleine Aufbahrungshalle und eine kleine Kapelle, verbunden durch einen gewölbten Klostergang. An der Wand dieses Ganges wird eine Gedenktafel angebracht sein, die die Namen der Toten enthält und die bezüglichen Nummern der Gräber.

Mögen sie in Frieden ruhen!

Der Toten eingedenk, laßt uns das Leben begrüßen. Hier treten uns drei Fragen entgegen. Wie sind die Gefangenen untergebracht, wie werden sie ernährt, wie beschäftigt?

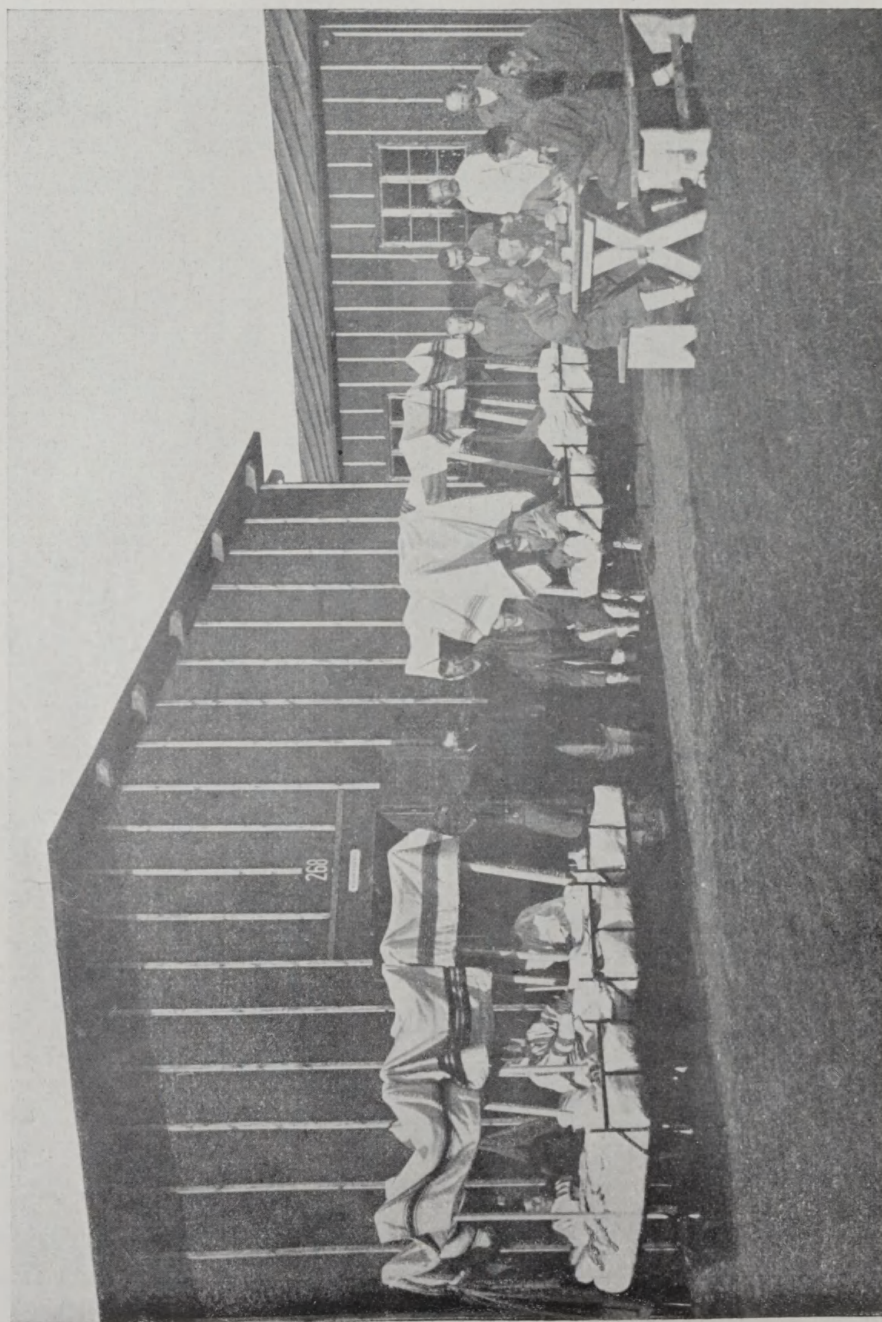
In jeder Schlafbaracke befinden sich gegen die Mitte zu in zwei Etagen eine Doppelreihe von Pritschen, jede für vier Mann berechnet, von denen jeder so eine bettbreite Schlafstelle bekommt. Die Lagerstätte besteht aus einem Strohsack, der täglich gelüftet wird, einem Kopfpolster und zwei wollenen Decken. Die Räume sind hoch, das Fachwerk des Daches sichtbar, die Fenster ziemlich groß, das ganze überaus geräumig, Bänke und Tische zum Essen bilden die Einrichtung. Außerdem läuft oberhalb der Pritschen ein Brett, auf dem sich einige wenige Eßgeräte sowie etwas Privateigentum befinden, in den Ecken lehnen kindlich geschmückte Christbäumchen.

Jeder Mann hat zwei Wäschegarnituren, eine, die er auf sich trägt, die andere in der Wäsche. Einmal wöchentlich wird gebadet: eine Baracke mit einer großen Vertiefung in der Mitte. Durch die Holzsparren dringt der Wasserdampf ein und füllt den Raum. So entsteht eine Art von russischem Bad. Nach dem Dampfbad folgt die Brause, dann kommt die reine Wäsche. Sollte sich im Laufe der Woche ein unliebsamer grauer kleiner Gast eingeschlichen haben, so kommen die Oberkleider in die Desinfektion, aus der sie nach zehn Minuten zweifelsohne zurückkehren. Die Wäschebaracke ist gar modern und vergnüglich. Von Menschenhand wird die Wäsche eingeseift, von elektrischen Maschinen in der Lauge umgerührt, gespült, ausgewunden und gerollt, in einem Trockenofen 20 Minuten getrocknet und zuletzt wieder von Menschenhänden zusammengefaltet.

In der Schneiderbaracke hat der Mensch mehr zu tun. Dort summen die Maschinen und klappern die Scheren um die Wette. Außer gelernten Schneidern gibt es hier Anfänger die Menge. Und da tritt nun der merkwürdige Fall ein, daß während es mit der Kunst der Zunftbeflissenen nicht weit her ist, unter den Amateuren wahre Schneidergenies entdeckt werden. Die Wahrheit in Ehren: in diesem Atelier wird nicht Maß genommen. Drei Größen werden aus Pappe angefertigt. Wem keine davon paßt, der hat es sich selbst zuzuschreiben.



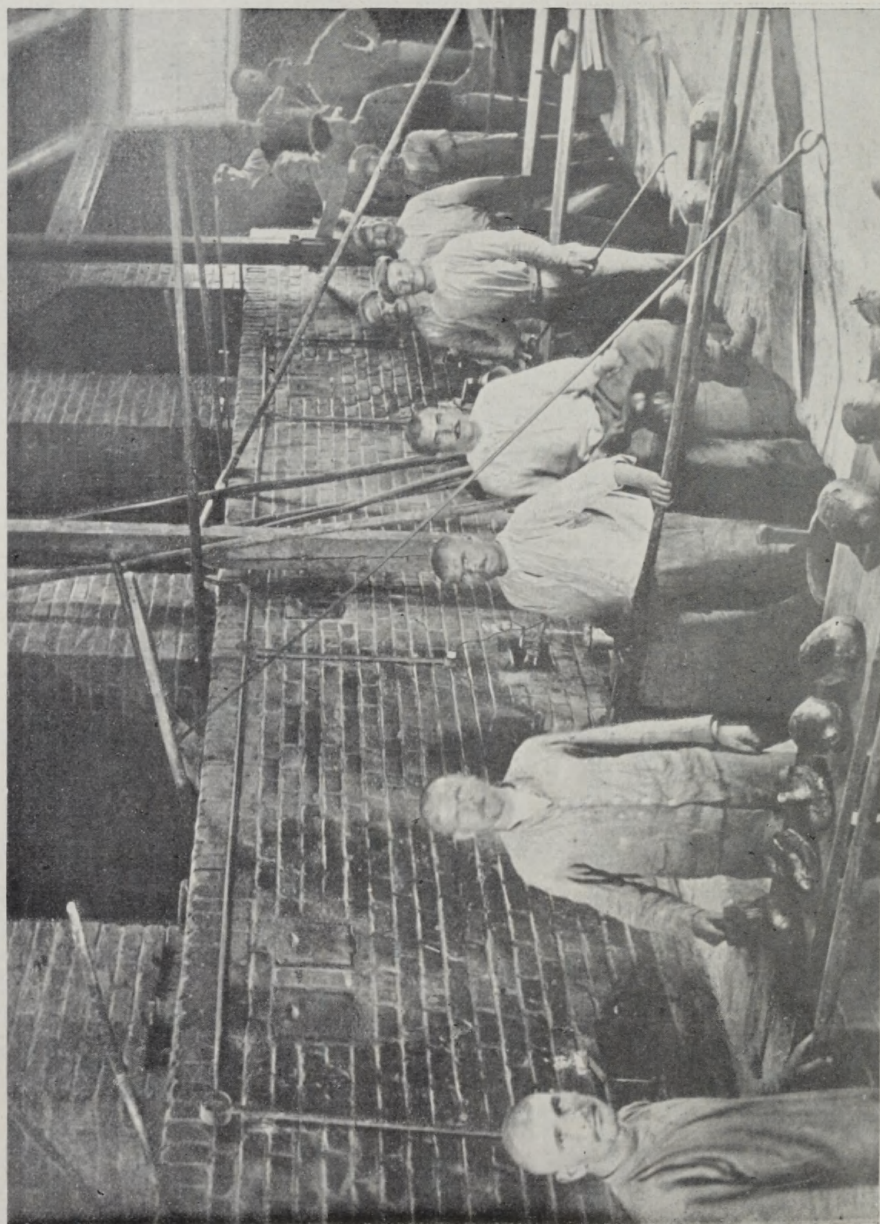
Douchebad im Gefangenenlager



Sonnenbad für kranke Gefangene



Strohschuhflechtere



Backraum

Die meisten Stiefel kommen von weit her. Sie hängen, liegen und stehen zu Bergen gehäuft, duftend von Stiefelwischse und strotzend von Nägeln — wie lange sie aber Wind und Wetter widerstehen werden, ist eine Frage. Aber die im Lager verfertigt werden, sehen aus, als könnten sie die Ewigkeit um eine halbe Stunde überdauern. Besonders heiter sieht der junge Schuhmachermeister aus, der einen feinen Damenstiefel macht; neidische Blicke fliegen ihm zu.

Dem Tagesbedarf dient die Tischlereibaracke, dem Kunstgewerbe der Holzschnitzer, der hohen Kunst der Maler, die über ein eigenes Atelier verfügen. So gut und warm es die Gefangenen bei diesen Beschäftigungen im geschlossenen Raume haben, die meisten ziehen doch die Feldarbeit vor. Der russische Bauer kennt und liebt den Winter. Er schaudert vor Kälte und sehnt sich doch nach ihr.

Alle diese Menschen zu ernähren, ist eine schwierige Sache. Heute bekommt die Mannschaft morgens und abends Suppe, mittags gekochten Stockfisch mit Kohl und Kartoffeln. Ein halbes Kilo Brot. Einmal wöchentlich gibt es frisches Fleisch, ein paarmal Würste. Viele kleine Teehäuser, übers ganze Lager verstreut, bieten den Gefangenen für drei Heller eine große Blechtasse heißen Tees mit Zucker. Das Geld für Tee und Tabak bestreiten sie zum Teil aus ihrer Löhnung, zum Teil aus dem Arbeitserlös. Verhungert sieht gewiß keiner aus. Freilich scheint uns verwöhnten Menschen die Ernährung etwas einförmig. Haben wir uns aber mit eigenen Augen davon überzeugt, daß die österreichische Mannschaft es nicht besser hat, so wissen wir, daß hier kein Mißbrauch der Gefangenen vorliegt. Wir gehen durch die wahrhaft mustergültigen Wirtschaftsanlagen des Lagers, kommen durch Ställe, wo die Kühe nichtsahnend ihrem letzten Tag entgegenleben, in der Wartezeit die Kranken mit Milch versorgend, durch Schweineställe, wo die rosigen und schwarzen drei Monate alten Ferkel, je eine Familie in einem gesonderten Abteil, gepflegt und verwöhnt werden.

Dazwischen tummeln sich launisch ein paar schneeweiße Zicklein, deren Gott und Herr der russische Schweinehirt ist. Komfortabel ist die Hühnerwohnung und die Truthahn-

pension. In einer etwas abgelegenen Ecke sind die Kaninchen in ihrem bekannten Eifer um ihre Fortpflanzung bemüht. Schade, daß die österreichische Bevölkerung im Frieden nicht gelernt hat, das Fleisch dieses betriebsamen Tierchens zu schätzen.

Für Zerstreuung ist gesorgt, so weit die Mittel reichen. Wir haben Gelegenheit, einer kleinen Vorstellung beizuwohnen. Erst spielt ein russisches Orchester, von einem Österreicher dirigiert, dann tanzt uns ein Petersburger Ballettänzer vor. Auf dem richtigen kleinen Theater mit Bühne, Vorhang und Kulissen — alles von Gefangenen selbst gemacht — wird ein russischer Einakter aufgeführt, mit dem Titel: „Ich bin tot!“ Wir unterhalten uns sehr gut. Wie aber jubelt das russische Auditorium, dankbar für jeden Witz. Ein komisches Duett folgt, und nun müssen wir weiter.

Aber wir kommen nicht weit. Gelockt von Tönen dringen wir in eine große Baracke, die bis zum Überfließen von Menschen voll ist. Hier spielt eine ganze russische Kapelle — mitsamt ihrem Kapellmeister kürzlich von den Österreichern gefangen genommen — russische Volksweisen. Wir sind bezaubert. Und erst die Russen! Aus den Tönen der heimatlichen Lieder steigt sie auf, die Heimat, das böse und doch so geliebte Mütterchen Rußland, mit seinen weiten Steppen, endlos dahinfließenden Strömen, mit seinen schönen Märchen, seinem dunklen Aberglauben, seiner barbarischen Brutalität und kindlich-hilflosen Güte.

Nicht um unsertwillen steht der Dirigent dort. Eine innere Macht zwingt ihn, den Stab zu schwingen, eine Seelenkraft, die aus jeder Bewegung spricht. Und ringsherum Augen, die durstig die Töne trinken und mit einem unsäglich schmerzlichen Lächeln dafür danken.

Ein junger Mensch steht an der Wand, die die Musikhalle von der traurig leeren Bibliothek trennt. An sich gepreßt hält er einen großen schwarzen Folianten. Ich sehe ihn fragend an und zeige auf das Buch: „Klassiker!“ antwortet er, öffnet das Buch und zeigt mir ein Bild. „Gogol!“ rufe ich aus. Er strahlt: „Gogol!“ Und ich, die ich kein Wort

Russisch kann, sage rasch: „Dostojewski, Turgenjeff, Lermontoff, Tschechow“ und füge hinzu: „Klassiker!“ Nur Namen wurden genannt, und doch ist es ein köstliches Gespräch und eine vollständige Verständigung.

Zur Erbauung der Gefangenen gibt es Kirche, Synagoge und Moschee. Wer weiß, wie heilig der Anhänger Mohammeds sein Gotteshaus hält, wie reich er es mit Teppichen und Ampeln schmückt, dem dünkt diese Moschee recht ärmlich. Ein rauher, bloßer Boden, blitzsauber gescheuert, in einer Ecke eine aus rauhen Brettern aufgeschlagene Nische. Vor ihr als Gebetteppich ein Stück von einem abgebrauchten Läufer. So sacht als Füße irgend auftreten können, gehen wir durch dieses Gotteshaus. Durchquert man den Raum, so gelangt man zur Wohnbaracke der Mohammedaner. Sie alle tragen den Fez, den feldgraublauen für alle Tage, den roten für Festtage. Ihre Augen haben einen sonderbar zutraulichen, rührenden Ausdruck. Sie fühlen sich hier beschützt gegen viele Übergriffe, gegen die sie in Rußland machtlos waren — doch Heimat bleibt Heimat. Unsichtbare Ketten fesseln ihre Gedanken und quälen sie. Es ist nämlich nicht wahr, daß die Gedanken frei sind, denn wäre es so, so würde der Gefangene, der gut behandelt wird, ja leicht sein Heimweh vergessen — und sich mit Träumen trösten.

Ich habe die freien Gefangenen gesehen, jetzt drängt es mich, das richtige Gefängnis zu sehen, dort, wo die eingesperrt sind, die Fluchtversuche gemacht haben.

Das „Gefängnis“ ist eine Baracke, umgeben mit einem Drahtzaun. Daran ein verriegeltes Gartentor, vor welchem ein Wachtposten steht. Drinnen sind etwa 40 junge Männer. Sie haben sich alle um den heißen Ofen zusammengedrängt. Äußerlich sehen sie aus wie alle anderen. Sie bekommen das gleiche Essen und die gleiche Schlafgelegenheit. Ihre Strafe besteht einzig im Stubenarrest. Hier ist zu sagen, daß ihrer Baracke gegenüber jeden Sonntag — wie unabsichtlich! — eine Kapelle spielt. Ein junger, trotzig aussehender Bursche erregt meine Aufmerksamkeit. Er ist der jüngste Gast. Sein Fluchtversuch ist vor wenigen Tagen geschehen. Der General

spricht ihm zu, halb scherzend, halb belehrend, wie ein milder Vater seinem verzogenen, unbändigen Sohn: „Sag' mal, Junge, hast du denn keine Ahnung von Geographie! Weißt du nicht, wie unmöglich eine Flucht ist? Willst du über die Alpen steigen oder die Donau durchschwimmen? Glaubst du, die Bauern werden dir forthelfen, sie, die durch deine Leute so viel gelitten haben? Verhungert wärest du!“ Der Bursche antwortet, ohne zu blinzeln: „Es war meine Pflicht!“ Der General legt ihm die Hand auf die Schulter: „Recht hast du und ich mach dir auch keine Vorwürfe. An deiner Stelle hätte ich dasselbe getan. Es war deine Pflicht zu flüchten, aber meine Pflicht, dich wieder einzufangen und — leider — dich zu bestrafen.“ Er fährt ihm liebevoll über die Wange, der Junge lächelt versöhnt, befreit.

In vierzehn Tagen wird er wieder frei. Der macht sicher keinen Fluchtversuch mehr, und wenn es hundertmal seine Pflicht wäre. Das Gefühl, daß es Pflicht ist, zu fliehen, hat in diesen naiven Seelen tiefe Wurzel geschlagen. Aber auch der Nebengedanke lebt in ihnen, daß es genügt, einen ganz kleinen Fluchtversuch gemacht zu haben, um dieser Pflicht zu genügen, und sie sind gar nicht sehr betrübt, wieder zurückgeholt zu werden.

Das Offizierslager umfaßt ein großes Areal, von der Mannschaft durch breite Boulevards abgetrennt.

Der General, der weiß, daß dort Besuche nicht gern gesehen werden, hält im Versammlungssaal eine kurze Ansprache, um jegliches Mißverständnis zu vermeiden. Er stellt uns, die Besucher, den Offizieren vor und erklärt zugleich den Anlaß unserer Anwesenheit. Diese Rede ist ein kleines Meisterwerk an Takt, Schonung und Wärme.

Die Offiziere wohnen teils allein, teils zu zweien. Die Zimmer sind spartanisch einfach, aber häufig behaglich ausgestattet, wie das des Obersten, der zwei so verschiedene Interessen vereint, wie Malerei und chinesische Sprachforschung. Die Wände seines niedlichen Zimmerchens sind mit eigenen Malereien und Zeichnungen zierlich ausgeschmückt, seine Bücherbretter mit wissenschaftlichen Werken gefüllt, der

Tisch mit Bogen voll chinesischer Schriftzeichen, die er selbst koloriert hat.

Im Lesesaal hatten sie eine kleine Ausstellung uns zu Ehren veranstaltet: lauter selbst angefertigte Weihnachtsgeschenke, mit denen sie sich gegenseitig überrascht hatten. Da gab es fein eingelegte Kästchen aus Palisander und Rosenholz, Bilderrahmen aus Holzschnitzarbeit, ein Skizzenbuch mit weiblichen Aktstudien aus dem Gedächtnis gezeichnet, bei denen man hätte schwören können, sie wären nach Modell gemacht. Und da gab es Handarbeiten, wirkliche sogenannte „weibliche“ Handarbeiten, wunderbar ausgeführt und auf Glanzpapier aufgemacht, wie kleine Mädchen zur Jahresschlussprüfung tun. Dicht daran haben sie einen kleinen Laden, von Russen geleitet, in dem sie Obst, Süßigkeiten, Käse, Eingemachtes, Tabak, Farben u. dgl. kaufen können.

Ihre Löhnung beträgt 4 Kronen täglich. Davon zahlen sie für ihre Verpflegung 2 Kronen 50 Heller. Dafür bekommen sie: morgens Kaffee, Brot und Butter, mittags Suppe, Fleisch, Gemüse, Sonn- und Feiertags Mehlspeise, abends einen Fleischgang, Salat, Brot und Butter. Sie dürfen bis zu einem Viertelliter Wein täglich kaufen.

Der österreichische Offizier bezahlt für seine Verpflegung täglich 3 Kronen und bekommt: morgens Kaffee und Brot ohne Butter, mittags Suppe, Fleisch, Gemüse und zweimal wöchentlich Mehlspeise. Abends zum Beispiel Wurst mit Essig und Zwiebeln zubereitet, dazu Brot ohne Butter.

Zuletzt war uns erlaubt, die Kirche der Offiziere zu besuchen. Jetzt fühlten wir uns soweit zu Hause, daß die Rede natürlich floß, in allen Sprachen, und allgemein geführt wurde, so daß nur noch die Uniform die Freien von den Unfreien unterschied. Als wir die Kirche betraten, konnten wir einen Ausruf des Staunens nicht zurückdrängen. Von der Decke hing ein Kronleuchter in spinnwebfeinem Blättermuster aus Holz geschnitten. Quer über den Raum zog sich ein vergoldetes Holzgitter, so tief modelliert, daß wir es zuerst für Bronzearbeit hielten. Hinter diesem Gitter befindet sich ein reicher Lettner, geschnitzt, vergoldet, jeder Arkadenbogen mit einem Heiligenbild bemalt, alles Offiziersarbeit.

Der einzige gefangene Pope, ein Mann mit einem ausdrucksvollen Gesicht, stand gequält dabei. Als der Dolmetsch einen der Flügel öffnete, um uns das Heiligtum, den kleinen, mit Blumen geschmückten ausgeschnittenen Altar, zu zeigen, glitt ein Ausdruck über sein Gesicht, als ob man ihm ein Messer ins Herz gestoßen hätte. Der Anblick war unerträglich. Ich bat den Dolmetsch, ihm zu sagen, daß uns nicht gemeine Neugierde triebe, und daß ich ihn um Verzeihung bitten ließe, wenn wir seine Gefühle verletzten. Eine meiner schönsten Erinnerungen aus dem Gefangenenlager ist das leuchtende Lächeln und der feste Händedruck, mit dem er mir Vergebung gewährte.





Gartenanlage im Gefangenenlager



Praterspatzen

Kriegsflüchtige in Wien.

Als der Krieg ausbrach, war sie — ja, was war sie? Eine kleine, lebensfrohe Frau, mehr Kind als Erwachsene. Ein unruhiges, ausgelassenes, neugieriges Kind, das beständig auf „das Wunderbare“ wartete — und im übrigen die Wartezeit mit Nichtstun hinbrachte. Verheiratet war sie, sogar Mutter, aber was half das gegen die kribbelnde Ungeduld!

Sie kletterte auf Berge, um etwas von ihrem Überschuß an Kräften loszuwerden. Sie stampfte mit den Füßen und vergoß Tränen literweise, wenn ihr etwas wider den Strich ging.

Und keine Katze kannte sie außer den Freunden und Verwandten.

Natürlich meldete sie sich zum Frauendienst — das taten sie ja alle. Und da sie weder dumm, noch unwillig war, führte sie ihre Arbeit sehr nett aus.

Der Krieg hatte sie wohl erschüttert, aber er hatte sie nicht absolut unangenehm berührt. Schauernd empfand sie die Allmacht des Unwetters. War dies endlich einmal „das Wunderbare“?

Eines Morgens im September, als sie in das Magistratsgebäude in der Leopoldstadt gehen will, wo sie ihre Arbeit hat, gewahrt sie eine Schar von Menschen, die zusammengedrängt vor dem Eingang stehen. Ihre immer wache Wißbegier veranlaßt sie, die Leute näher in Augenschein zu nehmen. Kälte und Hitze jagen durch ihren Körper. Wie angewurzelt steht sie da und starrt und starrt gleich einem Blinden, der plötzlich die Sehkraft wiedererlangt hat und das Wunder, das geschehen war, nicht fassen kann.

Da vor ihr . . . diese zerrissene, leidende, schmutzige Menschengesellschaft . . . diese Alten und Jungen mit zitternden Gliedern und vor Angst brechenden Augen, das waren ja . . . das waren ja . . . ihre Stammesgenossen! Sie selbst gehörte zu ihnen, und sie alle gehörten zu ihr!

In den letzten Tagen hatte man viel von den galizischen Flüchtlingen geredet, die gerade angefangen hatten, nach Wien zu strömen. Sie hatte gedacht: — wie feige müssen sie doch sein!

Aber in diesem Nu, in dem Bruchteil einer Sekunde — erfaßte sie mit jedem Atom ihres Leibes, mit jeder Schwingung ihrer Seele die schreckliche Notwendigkeit der Flucht.

Sie, die niemals über Rasse oder Religion gegrübelt hatte, sie, die sich nicht von Familienbanden oder Tradition beschweren ließ, begriff in diesem Nu, daß, was auch geschehen mochte, diese Leute ihr Volk waren. Ihr Schicksal war ihr eigenes. Es war, als sei sie mit ihnen vierzig Jahre durch den brennenden Wüstensand gewandert, als sei sie durch einen Zufall von ihnen getrennt worden und habe sie nun wiedergefunden. Mußten sie hungern, so kam es auch ihr zu, Hunger zu leiden. Mußten sie sterben, so war auch sie dem Tode geweiht. Alles, was bisher gewesen, war wie ausgelöscht, sie selber war eine andere, umgeschmolzen, neu geworden.

Es gab nur einen Weg, mochte er aufwärts oder abwärts führen, einen Weg: den Weg, der der ihre war.

Sie sprach die Landessprache mit ihnen, und sie antworteten ihr in ihrem gebrochenen Jiddisch, aber beide sprachen sie die Sprache des Herzens und so verstanden sie einander.

An jenem Morgen waren da wohl nur einige Dutzende: alte Kaftanjuden mit krummen Rücken, königlich würdevolle Frauen, wie sie das alte Testament schildert, und Kinder, die vor Entsetzen das Sprechen verlernt hatten. Aber am nächsten Morgen waren da hunderte . . . und die Schar wuchs.

Unwillkürlich und selbstverständlich war Wien das Ziel ihrer Flucht geworden. Und in Wien wiederum die Gegend um die Schiffgasse in der Leopoldstadt. Das den Juden seit Jahrhunderten bekannte Asyl.

Jetzt sind sie hier. Aber was wollen sie? Wissen sie es selbst? Unruhig, mit der Angst des gehetzten, gequälten Volkes, nach allen Seiten sehen sie sich um, ohne den Mut, die Hand auszustrecken und um Hilfe zu bitten. Unbewußt suchen sie die eine, die gerade vor ihnen steht: die Barmherzigkeit.

Die Wienerin ist nicht mehr Kulturmensch, nicht Frau, nicht Mutter, nur eine von ihnen. Ihnen muß geholfen werden. Ihnen soll geholfen werden. Sie fragt nicht: Woher soll ich das Geld bekommen? Wohin soll ich mich wenden? Fiel nicht Manna vom Himmel herab, als ihr Volk in der Wüste wanderte? . . .

Es fiel Manna vom Himmel herab, als ihr Volk auf der Flucht sich nach der Leopoldstadt wandte.

*

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in Sonne und Wind in ihrem Kontor saß, lebhaft plaudernd, die offenen Fenster voll blühender hochroter Nelken. Die Möbel schimmerten weiß. Die Nelken dufteten würzig. Dort herrschte Frieden. Der Frieden, der uns umfängt, wenn die Arbeit beendet ist und Abendstille sich auf das gute Gewissen herabsenkt. Aber es war nicht Abend, und die Arbeit war nicht beendet.

Wir waren umhergewesen, Gott weiß, in wieviele vierte Stockwerke hinauf und wieder hinab. Meine Augen, mein Gehirn und mein Herz waren überfüllt mit Eindrücken. Jetzt saß ich da und betrachtete dies von Gesundheit strotzende Menschenkind mit den weißen, festen Händen, die kräftiger zugriffen als die der meisten Männer, mit der matten, warmen Hautfarbe und dem reichen, sich weich lockenden Haar. Nein, wie lange ich sie auch ansah — und ich wollte mir ja gern einbilden, Menschenkenner zu sein, — ich fand nicht das geringste, was darauf hindeuten konnte, daß sie außerordentliche Eigenschaften besaß. Lebensfreude ist ja freilich etwas Außerordentliches, aber man findet sie im Grunde eher bei Vagabunden und Lazzaroni als bei stark arbeitenden Menschen. Klugheit — ja, aber du lieber Himmel, gibt es nicht auf jedes Dutzend Einfältige mindestens einen Klugen?

Ihre eigene Erklärung lautete kurz und gut: — ich bin jung, gesund und fröhlich! Jung, gesund und fröhlich. Welcher Goliath kann es mit drei solchen Davids aufnehmen?

Sie weiß nicht, daß sie einen Körper hat. Kommt sie nach einem zwölfstündigen Arbeitstag nach Hause und liegen Sachen vor, die besorgt werden müssen, so nimmt sie ein warmes Bad, ist frisch wie ein Fisch und setzt sich an den Schreibtisch, förmlich schwelgend in den langen stillen Nachtstunden.

Was hat sie dann ausgerichtet, was nicht jede andere ungefähr ebensogut hätte ausrichten können?

Frage ich sie, so lacht sie (sie lacht elf Zwölftel des Tages) und sagt: — Nicht das Allergeringste! Ich habe nur mehr Mut als die meisten. Ich fürchte mich weder vor Menschen noch vor Gespenstern!

Sie selber schätzt ihre Arbeit nicht als „große und gute Werke“ ein. Die Sentimentalität, die bei den Frauen so oft die Triebfeder ist, wo es gilt, zu helfen und zu lindern, geht ihr völlig ab. Der Sinn für die tausenderlei Kleinigkeiten, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist, macht wohl das weibliche Element in ihr aus, daneben aber besitzt sie des Mannes nüchternes, man wäre versucht, zu sagen, körperliches Gleichgewicht.

Sie wurde in der Stunde der Not groß wie ein Weib aus der alten Sage und praktisch wie das kleine Einmaleins. Sie rang nicht die Hände und weinte nicht oder lief umher und suchte Rat bei Krethi und Plethi. Sie grübelte nicht darüber nach, ob sie ihrer Aufgabe gewachsen sei. Sie rechnete nur schnell an den Fingern nach (die meisten Frauen bedienen sich immer ganz heimlich der Finger, wenn sie schnell etwas zusammenzählen müssen), was erforderlich sei, um diese Horden am Leben zu erhalten, die kaum Lumpen hatten, um die Schande ihrer Nacktheit zu bedecken, geschweige denn Geld in der Tasche.

Nahrung und Wohnung! Sie griff in ihre eigene Tasche und steckte dann die kleine feste Hand in die Taschen ihrer Freunde. Der Zufall, der oft der liebe Gott in Verkleidung ist, führte sie mit zwei von den Männern zusammen, die die

größte und uneigennützigste Arbeit für die armen Flüchtlinge ausgeführt haben, und zwar zu einer Zeit, wo sonst niemand in Gedanken oder in Taten darauf vorbereitet war, nämlich mit dem „guten Sektionsrat“, wie die polnischen Flüchtlinge sagen und mit dem Gemeinderat, der ihr Vater geworden ist in den Tagen der Not.

Der Sektionsrat sitzt im Ministerium des Innern und führt die anstrengende und verantwortungsvolle Arbeit von zehn Männern aus. Er schafft seine Nerven völlig zu Schanden, er arbeitet sich das Rot von den Wangen — aber die Flüchtlingslager wachsen und gedeihen dank seiner angespannten, ja leidenschaftlichen Hingabe. Und jedesmal, wenn etwas Neues geplant wird, das die Verhältnisse der Flüchtlinge erleichtern könnte, opfert er gern seinen nächtlichen Schlaf, um sich mit der Sache bekanntzumachen und sie ohne Zaudern ins Leben zu rufen. Er war es, der mir den Ausblick auf das buntbewegte Flüchtlingsleben erschloß und es war tröstlich, einen Führer zu haben, in welchem der Augenblick der Gefahr so ungeheure Seelenkräfte lebendig gemacht hat.

Soll er dagegen von Amts wegen photographiert werden, so schneidet er ein Gesicht vor Ärger. Er zieht es vor, sich hinter das Ministerium zu verschanzen, und als „ein Glied der Maschinerie“ zu verschwinden. Aber immer bleibt er höflich in der Ablehnung des Lobes.

Der Gemeinderat dagegen wird rasend, sobald ihm jemand auch nur ein Wort der Anerkennung über seine Bemühungen im Interesse der galizischen Flüchtlinge sagt. Ich hatte eine mehrstündige Unterredung mit ihm und wollte gern über den Verlauf der Flucht von Anfang bis zu Ende erzählen hören. Er wußte, daß ich ihn in ein Buch einsperren wollte, und er sträubte sich unter allen möglichen Vorwänden dagegen, — oder waren es keine Vorwände? War es vielleicht nur das Bedürfnis des Mannes, hin und wieder einmal eine ungestörte Viertelstunde zum Essen und eine ruhige halbe Stunde zum Schlafen zu haben?

Er war es, der den Bahnhofsdiens ersann und regelte, ohne den zahllose Flüchtlinge dem Hunger und dem Elend erlegen sein würden.

Er war es, der ihnen Zufluchtstätten in der Hauptstadt schaffte, so daß er später mit Stolz sagen konnte: In Wien gibt es keinen Flüchtling, der kein Dach über dem Haupte hat!

Es wäre für mich so lockend gewesen, mich für einen Flüchtling auszugeben, um dadurch in nähere Berührung mit ihm zu kommen. Aber bei meiner, wenn auch nur flüchtigen Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit wußte ich, was mir blühen würde: ein in reißender Flut herausgeschleudelter Strom von Scheltworten und ein nach allen Regeln der Kunst ausgeführter Hinauswurf. Der Mann findet sicherlich eine Entschuldigung für jedes Verbrechen, aber für die geringste Lüge hat er sofort den Strick zur Hand.

Wenn er einstmals — möge es erst spät geschehen — von Sankt Petrus zur Himmelstür hereingelassen wird und der liebe Gott ihm einen mit königlichem Purpur bezogenen Lehnstuhl an seiner nächsten Nähe anweist, wird er vielleicht für die Ehre danken und es vorziehen, ungeniert in der Nähe der Tür zu sitzen. Und wenn dann alle die jungen und alten Hebräer mit Apostelbärten und Hängelocken, die Töchter von Saron und ihre schönen Kinder anheben, ihn zu umtanzen und Hallelujah zu singen, weil er sie seinerzeit vor Hungersnot und Erfrierungstod errettete, so wird er sich ganz bestimmt erheben, wird St. Petrus bei Seite schieben und hinausstürzen dahin, „wo man in Frieden sein kann“.

Er wünscht keinen Dank, weder hienieden noch im Jenseits. Er führt seinen Kriegsdienst aus, wie es mit seiner Natur und seinem Wesen übereinstimmt. Und im übrigen geht das niemand etwas an.

Durch eine besondere Gnade war es mir gestattet, einer seiner Empfangsstunden in der Zentralstelle beizuwohnen.

Nie habe ich eine Maschine unter höherem Druck arbeiten sehen — aber es war keine Maschinenarbeit, die er lieferte! So ungefähr muß Napoleon eingerichtet gewesen sein: im Laufe von zehn Minuten wurden mindestens sieben Angelegenheiten erledigt, jede einzelne auf ihre Art behandelt. Da gab es kein Zaudern. Gemütsschwingung mit Blitzesgeschwindigkeit. Eine Sekunde Nordpol, die nächste tropische Hitze. Mein Gehirn war wirr, lange ehe die Stunde abgelaufen war. Mehrere

hundert Schicksale waren in das richtige Fahrwasser gebracht, Dutzende von Unwahrheiten waren entdeckt, Aufzeichnungen gemacht, Telephonunterredungen ausgeführt, Briefe geschrieben. Ich hatte Männer und Frauen vor Freude weinen, Kinder ihn anstarren sehen wie einen Christbaum, hatte junge und ältere Männer beschämt von dannen schleichen sehen, während sein Donnerwetter hinter ihnen drein die Treppe hinabdröhnte.

Er zeigte mir einen neu errichteten Lesesaal mit daranstoßender Bibliothek für die Flüchtlinge. Die Sonne schien. Ich mußte auf den Zehen schleichen, um nicht zu stören. Er selbst bewegte sich mit der zarten Fürsorge einer Mutter, deren Kind eben eingeschlafen ist.

Aber ich mußte mich hüten, auch nur das geringste Lobeswort zu sagen, wenn ich nicht eine sofortige Verabschiedung gewärtigen wollte.

Der jungen hilfreichen Frau munterer Name hüpfte auf den Schildern aller ihrer Unternehmungen herum. Junge polnische Mädchen sticken, filieren, klöppeln und wirken ihn mit Perlen in alle Arbeiten hinein. Gebärende Mütter nennen ihre Töchter, kleine Kinder ihre Flickenspinnen oder ihre jungen Kätzchen nach ihr. Und sie ist so strahlend froh über all den Glanz, der allmählich von diesem unbekannten Namen ausgeht. Ganz wie der Frischgeadelte, dem es eine unsinnige Freude macht, Wappen und Krone in all sein Silberzeug gravieren zu lassen.

Sie liebt Danksagungen. Ich glaube, sie verleihen ihr eine so unerschöpfliche Kraft, eine so sprudelnde Lebensfreude.

Aber zurück zum Anfang!

Sie besah die unruhigen Flüchtlinge von oben bis unten. Sie sah die vielen schwangeren Frauen. Schwangere Frauen ohne ein Dach über dem Haupte, ohne eine Krippe, in die sie das Kind in Windeln legen könnten!

Zuerst muß für Wohnungen gesorgt werden. Niemand will die hochschwangeren Frauen aufnehmen. Sie gebären auf der Straße. In Wien gibt es Entbindungsanstalten genug. Aber nicht für beliebige verlauste Flüchtlinge, die vielleicht dem

niedrigsten Proletariat angehören. So muß die Helferin ihren ganzen Willen und ihre ganze Persönlichkeit einsetzen. Sie muß selbst mit jeder einzelnen von einem Haus zum anderen fahren, bis sie eine Tür findet, die sich auftut. Auf diese Weise bringt sie an einem Tage zuweilen sechs gebärende Frauen unter.

In den Krankenhäusern legt man sie aus Mangel an Platz zwischen die anderen Kranken. Das spricht sich herum. Nun hat sie nicht nur Schwierigkeiten, Aufnahme zu verschaffen, sondern auch ihre Flüchtlinge weigern sich, in die Krankenhäuser zu gehen.

Da gründet sie ihr erstes Unternehmen: Die Wöchnerinnenfürsorge in der Großen Mohrengasse. Hier wird den Frauen mit Rat und Tat geholfen. So werden im Laufe der Zeit 1300 gebärende Flüchtlingsfrauen untergebracht. Aber nur fünf Tage kann man jede einzelne behalten. Dann müssen sie nach Hause.

Nach Hause! Ihr „Zuhause“ ist oft ein Kellerraum, in dem es weder ein Bett noch einen Stuhl oder einen Tisch gibt. Der Mann ist eingezogen oder er ist auf der Flucht abhanden gekommen oder eine Granate hat ihn auf dem Wege getroffen. Die Kinder, die armen, verlausten, verhungerten Kleinen, kriechen auf dem bloßen steinernen Fußboden herum. Längst haben sie die Fähigkeit zu lächeln verlernt. Sie schreien nicht, stumpfsinnig, leise jammernd, finden sie sich in das Elend.

So ist das Heim, zu dem die Mutter mit dem Neugeborenen zurückkehrt!

Da gründet unsere Wienerin ihr „Mütterheim“. Die Stätte, wo die Mutter mit dem Säugling, je nach den Umständen, acht bis vierzehn Tage, ja bis zu sieben Wochen, Aufnahme findet. Nicht nur befinden sie sich in hellen, freundlichen Umgebungen, wo Leib und Seele ausruhen, sondern sie lernen auch, für ihre Kleinen sorgen. Nicht eine unter zwanzig von diesen Müttern weiß, daß kleine Kinder gebadet werden müssen und wie notwendig die Reinlichkeit ist. Jetzt sehen sie, wie das Kind gedeiht, und das Interesse für die Reinlichkeit wird geweckt.

Von den 1300 Kindern, denen so der Weg ins Leben gebahnt wurde, starben im ersten Lebensjahr nur vierundzwanzig — ein unglaublich niedriger Prozentsatz, der noch auffallender wird, wenn man ihn mit der übrigen entsetzlichen Sterblichkeit unter den kleinen Kindern während des Krieges vergleicht.

Die „Säuglingsfürsorge“ — wieder eine neue Einrichtung — trägt mächtig zu dem günstigen Ergebnis bei. Hier werden Milch und Kleidungsstücke für Kinder unter zwei Jahren verteilt, und hierher kommen die Mütter und holen sich gute Ratschläge.

Ein edler Wettstreit entsteht, wer sein Kind am reinlichsten hält, wessen Kind das schönste ist. „Schön“ bedeutet immer im besten Futterzustand.

So ist denn für die Mütter, für die Neugeborenen, für die ganz Kleinen gesorgt. Aber die Kinder, die noch nicht schulpflichtig sind? Die Kinder, die niemand haben, der sie zur Schule bringt, die mit Drüsengeschwüren und hohlen Wangen in Kellerräumen zusammenkriechen! Die kleinen weißgrauen Wesen, die in Kälte gezeugt und in Frost geboren, den gleichen toten Ausdruck haben, mag man ihnen Prügel oder Kuchen geben, — was wird aus ihnen?

So kommt die Erkenntnis, daß nicht nur die kleinen Leiber Not leiden, sondern daß es die höchste Zeit ist, zu handeln, wenn die Seelen vor dem sicheren Tode errettet werden sollen.

„Praterspatzen“ ist der Name einer alten Konditorei draußen im Prater. Sind nicht die Kinder selbst kleine Spatzen? Dort wird der erste Kinderhort gegründet.

120 Kinder werden in der alten Konditorei einquartiert, saugen Sonne und Feuchtigkeit draußen in der Natur ein, lernen spielen, lernen — lachen. Zeugen unsagbarer Greuel sind diese Kinder gewesen! Was tat nicht Not, um die Eiskruste um ihre kleinen, wie junge Vögel zitternden Herzen aufzutauen! Die beifolgenden Bilder vom Praterspatzen erzählen besser als Worte von dem Wunder, das die Wärme und das Wohlwollen der Menschen im Verein mit Sonne und gesunder Ernährung vollbracht haben.

Nach kaum zwei Monaten Spatzenglück draußen im Prater bekommt der Hort Besuch von dem Minister der inneren Angelegenheiten. — Sie können wirklich stolz sein! sagt er. Die Nesterbauerin sieht ihn beinahe wütend an: Wir müssen jeden Tag nein zu Kindern sagen, die aufgenommen werden wollen, hat man da Grund, stolz zu sein? Die Exzellenz versteht die halbgezwitscherte Melodie: Wieviele Kinder wollen Sie denn haben? Die kleine schnellentschlossene Frau nimmt den Mund sehr voll: Tausend, Exzellenz! — Topp! Ihr Wunsch ist erfüllt.

Der Kinderhort für die tausend Kinder wird für Geld vom Staat errichtet, aber von ihr geleitet. In einem großen Haus — in einer Hütte wäre ja nicht Platz genug — essen, baden, singen, spielen und lernen tausend kleine hebräische Kinder. Sie lernen polnisch und deutsch sprechen, beides ist in gleich hohem Grade notwendig. Sie sind in Gruppen von zwanzig geteilt, jede Gruppe hat ihre Pflegemutter.

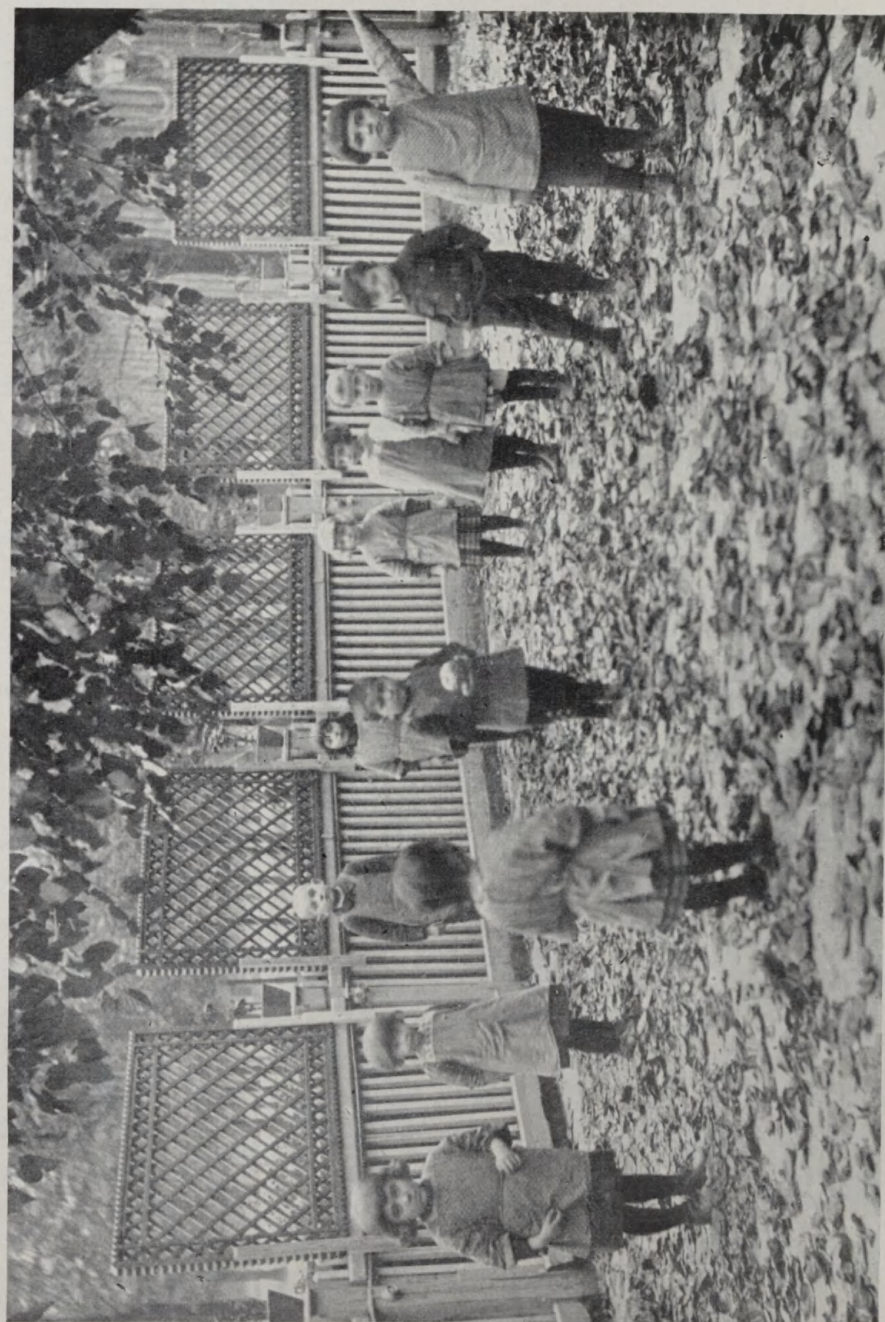
Eine Mutter, die ihr Kind wieder zurückerhalten hat, schreibt aus Galizien: „Haben Sie Dank für alles. Namentlich aber, daß Sie mein Kind lachen gelehrt haben!“ Eine andere bittet flehentlich um ein Liederbuch: „Mein Kind spricht von nichts als vom Singen. Ich kann nicht singen, aber ich will es versuchen, und vielleicht, wenn ich nur ein Liederbuch hätte . . .“

Nun sollte unsere Mütter- und Kinderretterin sich doch wohl einmal ausruhen dürfen? Doch nein. Soll sie die kinderlosen Erwachsenen vergessen, die alten Leute, alle, die einen warmen Raum nötig haben, wo sie für billiges Geld eine Tasse Kaffee oder ein Schälchen nährnde Suppe bekommen können?

Teestuben und Suppenanstalten werden aus der Erde gestampft. In großen freundlichen Räumen, sanft und liebenswürdig bedient von fürsorglichen, stillen Frauen, sitzen die Flüchtlinge nun in Ruhe und Frieden und trinken ihre Tasse Kaffee, Tee oder Suppe für vier bis sechs Heller. Ein großes Stück Brot kostet zwei Heller. Die Küche und die Gaststube gehen ineinander. Schimmernde Reinlichkeit macht sich überall geltend, ist überall sichtbar. Der stille gemütliche Ton ist wie in einer aus lauter Erwachsenen bestehenden Familie.



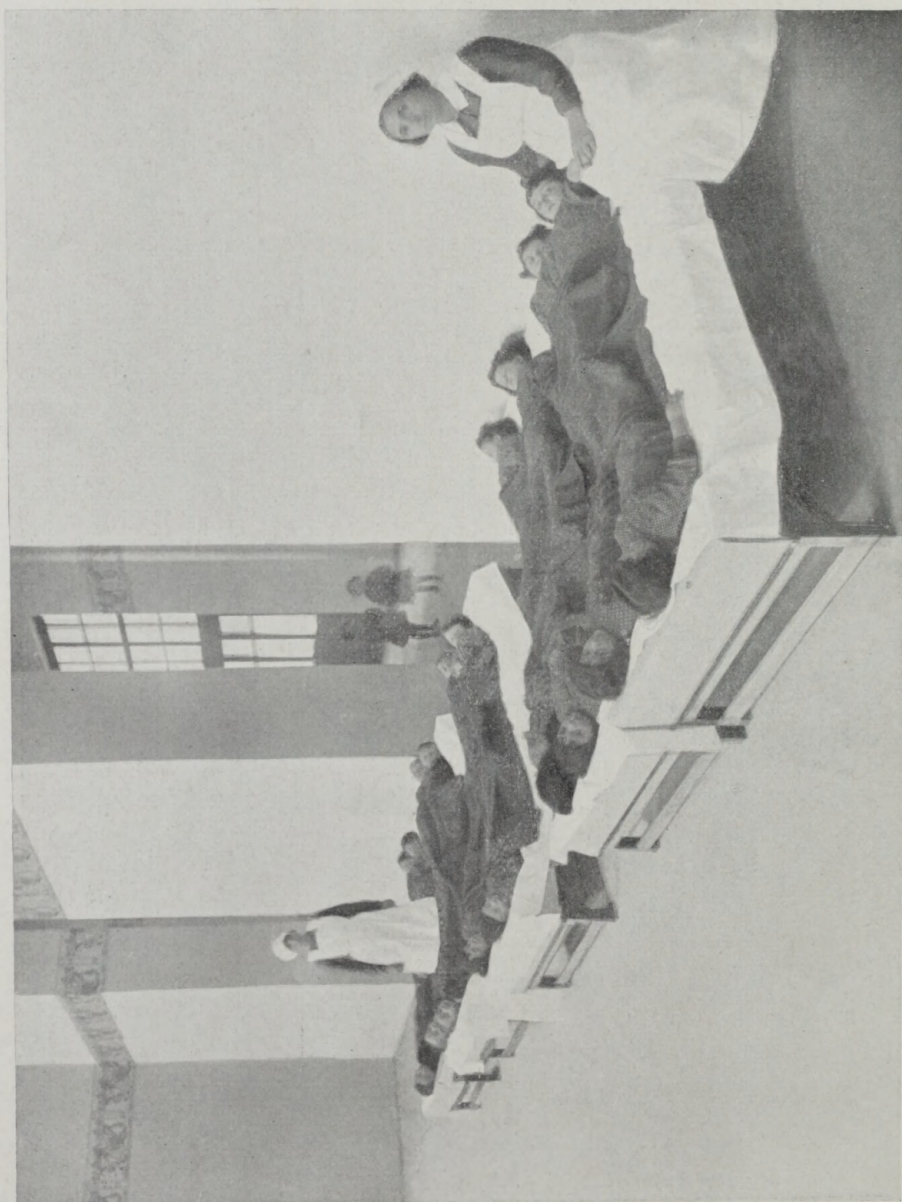
Kinderhort



Der Preiswerfer



Turnstunde



Nachmittagssiesta

Man empfängt kein Almosen. Man bezahlt nach geringen Kräften.

Woher kommt das übrige Geld?

Sie sagt lächelnd: Das kommt immer ganz von selbst. Und es ist etwas Wahres daran, wie sonderbar es auch klingen mag. Irgend jemand schreibt einen Artikel in der „Neuen Freien Presse“, Geldbeutel und Herzen tun sich weit auf und ein förmlicher Geldstrom ergießt sich über diese segensreichen Unternehmungen.

Die kluge Frau gründet ihre Anstalten und überläßt dann dem lieben Gott das Weitere.

Die kleinen Händler aus den Gassen und Straßen des Stadtviertels kommen vorüber. Unaufgefordert und namenlos spenden sie. Verwundete Soldaten aus dem in der Nähe gelegenen Hospital schleichen herein und legen verschämt ihre zehn, zwanzig Heller hin, wenns hoch kommt, gar eine Krone — ja, zuweilen wenden sie ihre Taschen um und geben bis zum letzten Heller. Ein kleiner Schuhmacher wirft flott 35 Kronen in die Kasse: „Wir saßen in der Kneipe an der Ecke und schwatzten, und da sagt' ich: Kameraden, sagt' ich, wir müssen, weiß Gott, was für diese armen Flüchtlinge tun. Keine Widerrede! Her mit den Moneten! Bitte schön, da haben Sie das Geld!“

Ein Dienstmädchen öffnet zögernd ihre Börse. Was bringen Sie uns?

Ich hab' acht Kronen von meinem Lohn gespart — da sind sieben davon!

Ein hungriger Mann kommt ohne Geld herein. Man ist bereit, ihm das Essen umsonst zu geben. — „Nein, — ich hab' eine Postkarte! Wollen Sie die als Zahlung annehmen?“

Die junge Frau hat selbst alle die Unternehmungen eronnen, gegründet und erhalten. Sie hat sich mit einem Stab von Gehilfinnen umgeben, die gern in ihrem Geist arbeiten. Ein organisatorisches Talent — ein Mensch ohne Hemmungen.

Es ist gut, daß die Flüchtlinge einen Platz haben, wo sie Zuflucht suchen können, wo sie sich zu Hause fühlen und wo sie für billiges Geld eine ordentliche Mahlzeit be-

kommen können. Aber andere Dinge sind ebenso notwendig.

Es muß Arbeit für die vielen Hunderte von jungen Frauen geschafft werden, die müßig umhergehen und die sichere Beute der Prostitution zu werden scheinen.

Sie würde wohl selber, wie die meisten von Natur tüchtigen Frauen, wenn der Augenblick es erforderte, mit derselben Unerschrockenheit Holz hacken, den Milchwagen fahren, Fußboden scheuern oder die Kochtöpfe umrühren. Eine ganz andere Sache ist es mit den jungen Jüdinnen, die nicht von Geburt dem Proletariat angehören. Sie sind zu völligem Müßigang erzogen, wie die Frauen des Orients.

Der Krieg hat alle früheren Begriffe auf den Kopf gestellt. Sie wollen gern Geld verdienen. — Was können sie? Sie halten sich für außerordentlich tüchtig, sie haben ja die besten Schulen besucht. Nichts können sie, nichts, was ihnen jetzt nützlich sein könnte. Der Gedanke, ein Paket zu tragen, ist ihnen so empörend wie die Vorstellung, sich nackt auf der Straße zu zeigen. Wieder und wieder hört man dieselben Worte: Lassen Sie es um Gottes Willen keinen Menschen wissen, daß ich für meinen Lebensunterhalt gearbeitet habe?

Da findet sie wieder das Rechte: Die vornehmste Dame kann ohne Schande klöppeln oder sticken. Die Notleidende kann, ohne sich zu erniedrigen, ihre Arbeit verwerten. Käufer und Verkäuferin brauchen nichts voneinander zu wissen.

So entsteht die große Handarbeitsschule. Viele werden meinen, es wäre besser gewesen, wenn man diese jungen Frauen und Mädchen im Schneidern und Putzmachen unterwiesen hätte, aber sie kümmert sich nicht um die Meinung anderer. Sie sagt: — Dazu gehört Talent, und welchen Nutzen hat Polen davon, wenn es mit einer Schar von Pfuschern überschwemmt wird? Auf dem Gebiete der feinen Handarbeit kann das Vollkommene erreicht werden, wenn der Unterricht vernünftig gehandhabt wird.

Aber diese Frauen der Flucht sind wahre Künstlerinnen! Sie fangen damit an, daß sie keine Nadel halten können, und ehe zwei Monate vergangen sind, liefern sie Ausstellungsarbeit. Jedenfalls ist es wahr, daß selbst die Handarbeitskundigste,

selbst die Allerkritischeste, staunend vor den Spitzen, den Filetarbeiten, den Weißstickereien und den Perlenstickereien stehen bleibt, die aus dieser Schule hervorgehen. Aber die Leitung stellt auch die allergrößten Forderungen. Keine Mühe wird gescheut, um alte köstliche Muster zu beschaffen, um Seide und Perlen in den alten Farben hervorzubringen. Oft gehen aus der Schule Arbeiten zu einem Wert von mehreren tausend Kronen hervor, und der Käufer dieser Meisterwerke hat noch obendrein die Befriedigung zu wissen, daß der ganze Ertrag der Schöpferin der Arbeit zu Gute kommt, daß kein Zwischenhändler die ihr zukommende Einnahme verringert.

Die Schöpferin alles dessen findet Zeit zu allem. Bald guckt sie hier ein, bald sieht sie dort nach. Wohin sie kommt, herrscht frohgespannte Erwartung. Wird sie loben oder tadeln? Nichts entgeht ihrem schnellen Blick. Großzügig, wie sie ist, geht sie verschwenderisch mit den Worten um, die wie Blumen am Grabenrande der Landstraße wirken.

Sie ist für alle diese Menschen das geworden, worauf sie selber vor Ausbruch des Krieges wartete: Das Wunderbare!



Skoda.

Wie ich mir seinerzeit die Pyramiden mehrere tausend Male größer als sie sind, vorgestellt habe, — eigentlich so, daß die Sonne einen Umweg machen müßte, um nicht ihre Spitzen ins Auge zu kriegen — so hatte ich mir den Lärm in einer Kanonenfabrik trommelfellzerreißend vorgestellt. Und dann war es nicht viel schlimmer als in einer Schulklasse, bevor der Lehrer eintritt. Auch dort kann man sein eigenes Wort nicht verstehen. Hier wirkte der Lärm, als erst die anfängliche Scheu und Angst überwunden war, mehr wie ein eintöniges Sieden und Kochen, hie und da unterbrochen von einem klirrenden Laut, wie wenn ein Teller zerscherbt, oder ein Steinklopfer Steine in Splitter schlägt.

Ich dachte mir die Skodawerke als eine Hölle, wo selbst das Weiße im Auge sich vom Ruß entzünden müßte, wo man oben in schwarzen Nebel, unten im schwarzen Schlamm watete — und dann war es nur wie ein Alltag im Dunst der Großstadt, wenn die Schornsteine ihren Kohlenstaub in die Straßen streuen.

Ich hatte mir das Ganze unschön, langweilig-einförmig gedacht und so ganz unverständlich — und jetzt sitze ich da und sehe es so klar, wie die Bilder in einer altvertrauten Galerie, wie die Möbel einer Freundeswohnung.

Gewissermaßen bin ich also enttäuscht, daß das, was ich in den drei Tagen meines Aufenthaltes in den Werken sah, mich nicht niederschmetterte und meine Phantasie nicht zermalmte. Diese tanzte im Gegenteil zwischen Krahnen und Gußöfen, zwischen hydraulischen Pressen und anderem prak-

tisch-technischem Teufelswerk einen lustigen Csardas. Glücklicherweise ging mein Eindrucksrausch nicht so weit, mich meinen totalen Mangel an Vorkenntnissen vergessen zu lassen. Meine Unfähigkeit, auch nur ein kleines Teilchen systematisch zu erfassen, eben die Tatsache, daß mein Blick durch keinerlei Sachkenntnis getrübt war, gibt mir den Mut, zu schildern, was ich gesehen habe.

Einzelheiten drängen sich vor. Um sie loszuwerden, nagle ich sie vor allen Dingen an.

Ich sehe eine Maschine, in welche eine fingerdicke Stahlstange festgespannt ist. Die Maschine bewegt in kleinen taktfesten Stößen die Stange hin und her. Eine geheime Uhr zählt die Stöße nach. Die Maschine wirkt ohne Aufsicht. Wenn der Stahl „müde“ geworden ist, wenn er seine Widerstandskraft aufgibt und zerbricht, stehen Maschine und Uhr still, und der Sachkundige weiß, wie viel der Stahl von dieser Art ertragen kann. Das ist so ungeheuer, so unheimlich menschlich. Jeder Stoß ein kleines Ärgernis, eine kleine Hemmung, eine kleine Kränkung. Niemand bemerkt es, aber eines Tages unterliegt auch die zäheste Natur.

Durch die unterirdische Stille dringt ein Schrei, ein verzweifelter, schriller Schrei. Und wieder Stille. Wir öffnen die Türe zur Marterkammer und treten ein. Ein bläulich schimmernder Stahlblock ruht in den Fängen eines eisernen Ungeheuers. Der Moloch fesselt ihn an Händen und Füßen. Unter leisem Summen setzt sich die Maschine in Bewegung. Unwillkürlich greift man sich ans Herz. Tausende von Pferdekraften zerren am Stahlblock. Er leidet stumm und stolz, bis er endlich wild vor Schmerz im Moment des Zerreißens jenen entsetzlichen Schrei ausstößt.

Das geschieht, um seine Stärke zu prüfen.

Sorgsam in einem Glasschrein wird ein edler Kunstgegenstand verborgen gehalten. Kein Stäubchen darf seine Ruhe stören. Das ist eine Wage zum Teil aus Platin. Kein Uhrwerk hat so spinnwebfeine Federchen und Rädchen. Es kann den millionsten Teil eines Pfundes bestimmen, es kann den menschlichen Atem abwägen, wenn auch noch nicht die Gedanken.

Diesem Schrein gegenüber brennt ein elektrisches Flämmchen. Es erhellt das Innere eines wundervollen Spiegelabyrinths. Ein Metallwürfel wird geschliffen, in drei Maschinen von verschiedener Feinheit, zuletzt maschinell mit Filz geputzt. Dieser Würfel wird dann auf eine Glasplatte über dem Spiegellabyrinth gelegt, ich blicke durch eine winzige Öffnung und sehe: eine Landschaft von Gebirgen und schneeschweren Wäldern, von Tälern und smaragdgrünen Seen mit dunklem Schilf umrandet. Der Alchimist, der in diesem unterirdischen Reich herrscht, nimmt von einer Schale Würfel um Würfel aus geschliffenem Stahl und legt sie auf die Glasplatte. Jedesmal steigt eine neue Landschaft auf, so verschieden von der vorhergehenden, wie die Sahara vom Eismeer oder den Dschungeln. . . .

*

Über eine äußere Wendeltreppe im Freien steigen wir empor. Es schwindelt einem. Die Hände werden ängstlich. Jetzt sind wir oben auf dem höchsten Dach, das ohne Geländer zu beiden Seiten schräg abfällt. Dies ist ein Versuch, den Bereich der Skodawerke ganz zu überblicken. Vergebens! So weit man sieht, Gebäude an Gebäude, einzeln und in Reihen, dort ein Bahnkörper, hier ein Viadukt — aber weiterhin liegt alles in grauen Nebel getaucht. Einstmals lagen die Fabriken weit draußen vor der Stadt, jetzt haben sie den ganzen Zwischenraum ausgefüllt und wachsen noch immer mit wütender Hast!

Vor Jahren schuf Emil v. Skoda für seine Arbeiter außerhalb der Stadt gelegene gesunde Heimstätten in frischer Luft. Immer weiter sollte sich diese Arbeiterkolonie ausdehnen. Da kam die Fabrik und protestierte. Sie brauchte allen Raum für sich, und jetzt fängt sie an, die Kolonie zu umklammern. Wie ein Ameisenhaufen zwischen hohen Tannen wird sie bald zwischen den Schloten daliegen.

Früher war Pilsen nur die Stadt des Bieres. Niemand sprach vom schönen alten Rathaus, dem edlen Dom, den giebeliegen Patrizierhäusern mit ihren zartgrünen, mattgelben und hellrosa Kalkfassaden, Pilsen war Bier.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstand eine kleine Maschinenfabrik, die 1869 an Emil v. Skoda überging. Er vergrößerte die Fabriken stetig und sicher — 30 Arbeiter damals, mehr als 22.000 heute — und legte im Jahre 1884 jene Stahlgießerei an, die bald den Weltruf der Skodawerke schuf. Von dort aus gingen in alle Welt die Stahlgußsteven, die jetzt die üblichen geschmiedeten Schiffssteven verdrängt haben. Die nächste Neuheit war die Anlage von Waffenfabriken, und auf diesem Gebiete ist im Weltkrieg der ganze große Erfolg gekommen. Man nennt jetzt Krupp und Skoda im gleichen Atem.

Emil v. Skoda starb im Jahre 1900. Er war ein Pfadfinder, ein Führender und hat deshalb alle jene Enttäuschungen erlebt, die der erleiden muß, der seiner Zeit voran ist. Mehrere Waffengattungen, die jetzt erst gewürdigt werden, entstammen seiner unermüdlichen Erfinderkraft und waren schon zu seinen Zeiten vollendet. Er aber lebte im „alten Österreich“, das nicht an sich und die Seinigen glaubte.

Jetzt ist Pilsen die Stadt der Haubitzen, Mörser und Kanonen. Das Bier fließt zwar (leider) noch immer im Strom. Aber es ist dünner geworden und ist augenblicklich nicht, was es war. Im Gegensatz zu der rasenden Eile, mit der die Skodawerke sich ausbreiten, wird die Bierproduktion verlangsamt. So sparsam wie mit Mehl muß eben auch mit Malz umgegangen werden. Die Pilsener brummen zwar in den Bart, aber sie trinken doch täglich ihre gewohnte Menge von gelben Krügel.

*

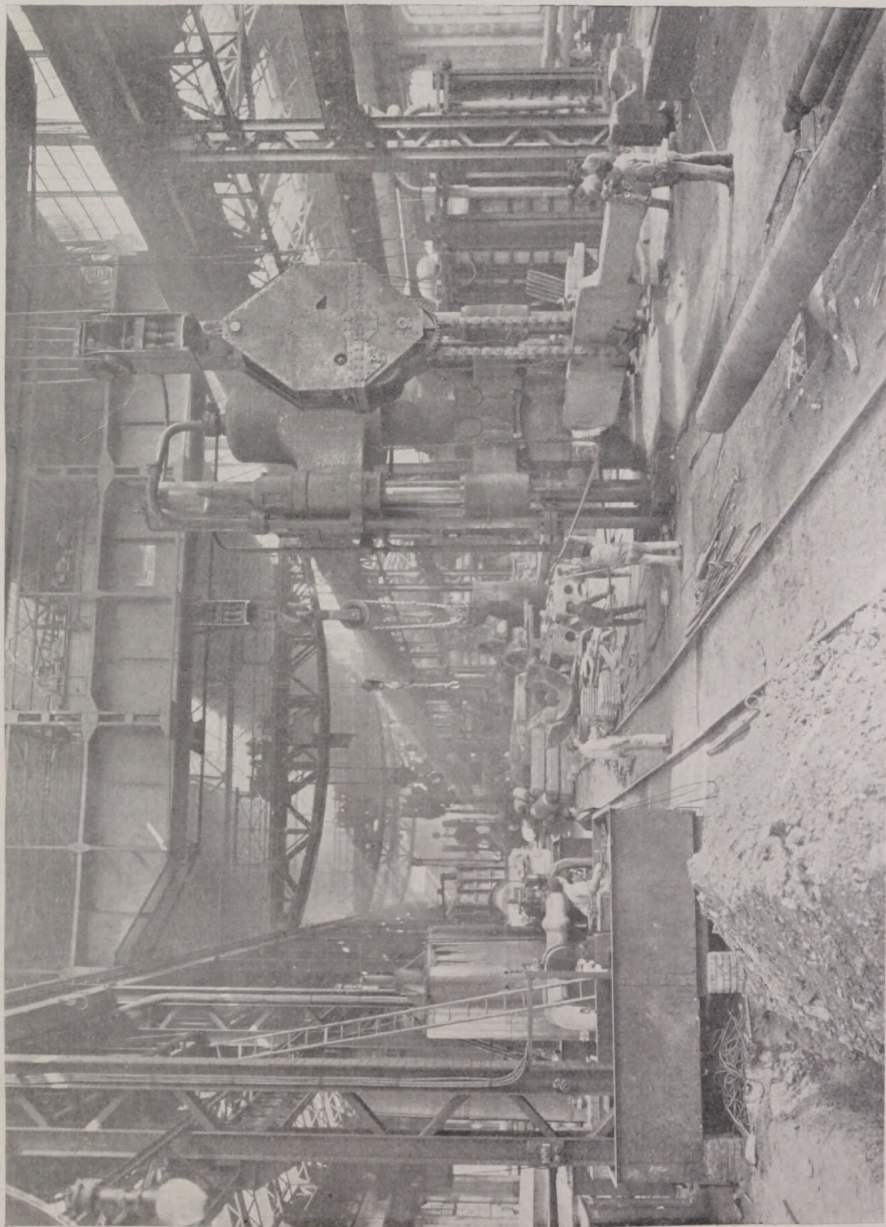
Die Skodawerke sind von hohen Mauern umgeben, architektonisch ausgestattet, um dem Schönheitsbedürfnis zu genügen. Aber unheimlich wirken sie doch. Man erschrickt unwillkürlich, denn nicht nur der Eintritt in die Werke ist verboten, zahlreiche Plakate verbieten auch das Betreten des Trottoirs außerhalb der Mauern. In kleinen Zwischenräumen Wachposten mit aufgepflanztem Gewehr. Natürlich stehen die Werke unter militärischem Schutz; aber die Spionenfurcht ist kleiner als man glauben sollte!

Ist man durch das Nadelöhr geschlüpft, kommt man nicht in den Himmel, sondern in des Teufels Küche, wo Beelzebub Oberkoch ist und des Teufels Großmutter die Rationen austeilte. Man steht hoffnungslos und verwirrt, wie auf der Kärntnerstraßenkreuzung zu Friedenszeiten.

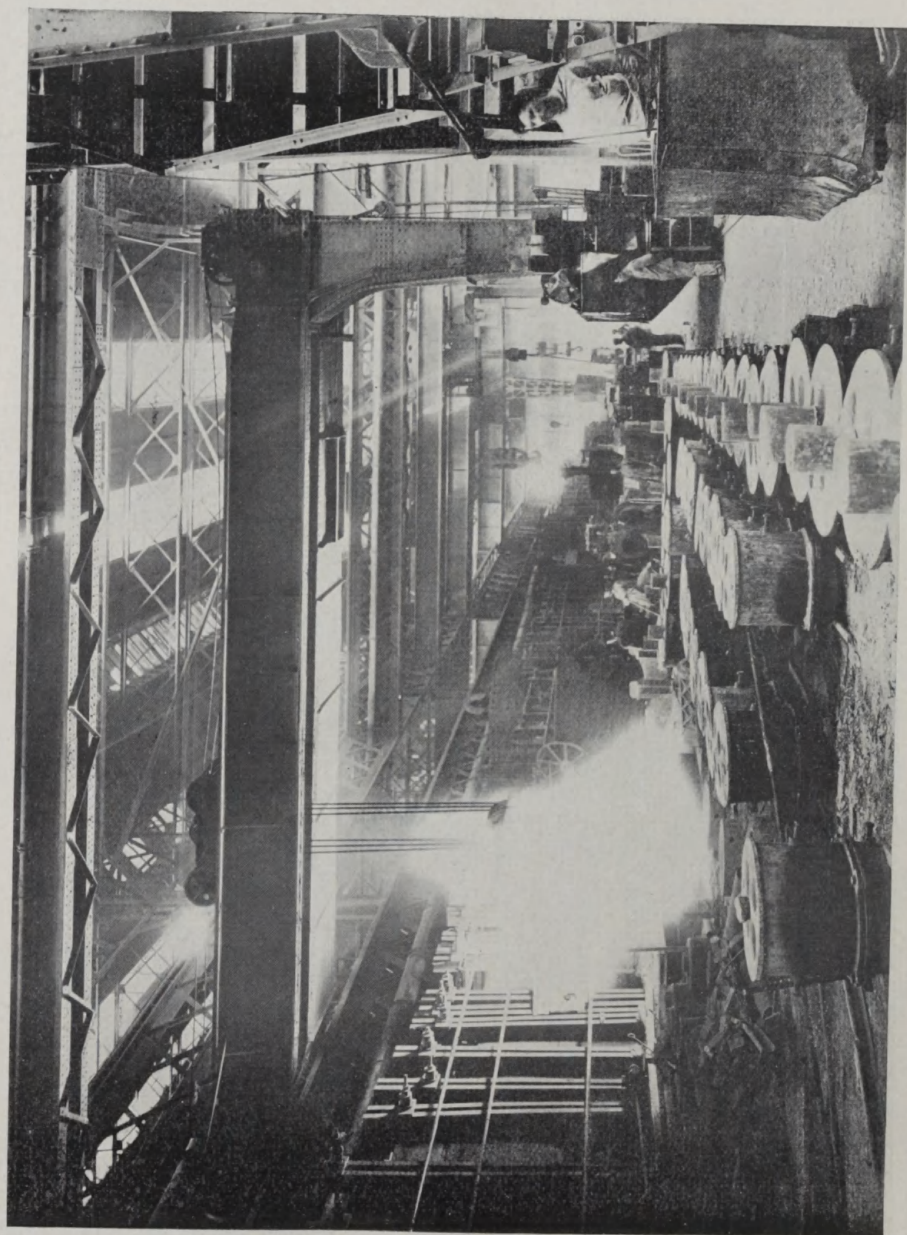
Jeder Hofraum ist von Rohstoffen in Besitz genommen. Hier eine Kohlenlawine, dort die magnetische Krahnschale, die einen tausend Kilo schweren eisernen Block auf unser Hirn herabzutropfen droht. Sieht man endlich einen freien Weg vor sich, kommen sofort von beiden Seiten endlose Lastzüge, und man muß sich schnell an die Rückseite eines glühenden Ofens flüchten, um nicht in ihre Fänge zu geraten. Platz da! Platz da!

Die Eisenbahnwagen scheinen ins Ziellose zu fahren, sie brechen sich Wege, wo scheinbar keine sind, biegen um Ecken, kriechen durch enge Gäßchen und bleiben schließlich stehen vor einem Wirrwarr von massigen und schlanken, darmförmigen, schwarzschwitzenden Rohren, die in den Winterhimmel hinaufragen. Die Lastwagen sind mit zermalmter Braunkohle gefüllt. Wie Dachrinnen hängen über ihnen offene Rohre von oben herab, aus denen sich tausendgliedrige Eisenschlangenkörper herauswinden, deren zungenlose Mäuler gierig schmatzend das braune Futter einsaugen. Aber sie dürfen ihre kostbare Nahrung nicht lange behalten. Sie müssen sie in größere Rohre abgeben, wo sie zu Brenngas gewandelt wird, in welcher Form sie dann auf unterirdischen Wegen zu den Öfen gelangt. Wenn die Öfen glühen wie weiße Sonnen, fängt die große Schmelzung an.

Unter freiem Himmel liegt das Rohmaterial zu Hügeln gehäuft, aus der geheimsten Tiefe der Erde hergebracht. Rötliche Eisenblöcke in flachen, ungleichmäßigen Stücken, wie wetterdunkle Dachziegel von einem Orkan zusammengeschmettert. Mächtige Düngerhaufen auf traubenblauen und pflaumenroten Stahlspiralen wirken wie Roßhaar, das aus der Matratze eines Riesen herausgeworfen — ihre Farbe wechselt mit den Wolken; ein einziger Sonnenstrahl aber genügt, sie in jene hektische Glut zu versetzen, wie sie den römischen Glasscherben, die tausend Jahre in der Erde lagen, eignet.



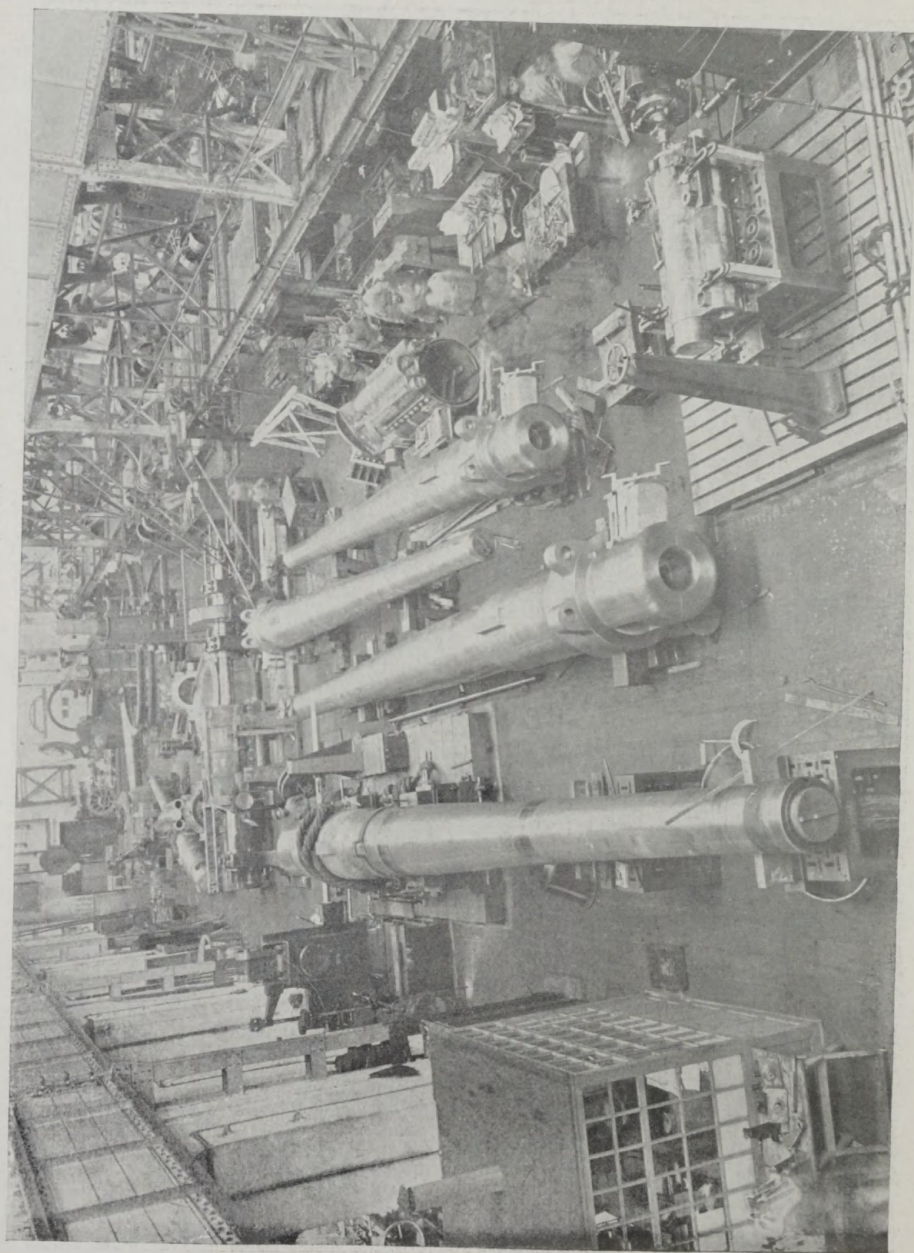
Skodawerke: Großschmiede



Skodawerke: Stahlhütte



Skodawerke: Ofenabstich



Skodawerke: Kanonenwerkstätte

Vor all diesem Rohmaterial stehen, zum Dienen bereit, Eisenbahnzüge. Hoch oben zwischen einem Gewirr von Eisenbalken gleitet majestätisch der magnetische Kran. Die Mannschaft sitzt wie in einer Gondel und gibt gierig acht auf ihre Beute. An der Kralle des Krans hängt eine umgekehrte Schale, die wirkt wie eine Qualle ohne Nesselfäden. Lautlos, gleichgültig schwingt die Qualle über den Eisenhaufen, und siehe da: Halb singend, halb klagend, wie mit schmerzlichen Entzückungsrufen, springen die Tausendkiloblöcke in ihren Schoß. Die magnetische Kraft hält sie fest, während der Kran mit seiner Beute, wie der Adler mit dem geraubten Lamm über den Abgrund dahinsaust. In den Eisenbahnwagen läßt er sie dann achtlos fallen. Jetzt schwebt er wieder über den irisierenden Stahlspiralen — kaum spüren sie den magnetischen Atem, als sie sich zu Flämmchen verwandeln, die tanzend, hüpfend, schwebend sich an ihn schmiegen. Sie klammern sich an den Zauberer, ohne zu bedenken, wie viele er zu tragen vermag. Er wendet sich und wirft diesen ganzen Heuschoben zudringlicher Spirälchen in einem anderen Eisenbahnwagen ab. Sind alle Wagen gefüllt, dann werden sie auf ein anderes Geleise geführt und in kleine Karren umgeleert, die, wenn sie erst einmal durch eine Kette in Bewegung gesetzt sind, sich dann automatisch hinter den Öfen aneinanderkoppeln. Jede Karre hat drei Lademußden — drei Löffel voll Stahl für den Gießofen.

*

Draußen ist es Nacht. Innen ruht die Finsternis dick und schwer, unter dem kirchenhohen Dach aber am Boden siedet es aus seltsamen Kratern, bald wie ein Lagerfeuer, bald wie blutig-rote Vulkanspalten.

Platz da! Platz da!

Die Menschen sind Ameisen. Sie füllen nichts, sie scheinen nichts. Hier ist die Welt der roten Feuer, weißen Feuer, schwarzen Krahne. Die sind keine Wesen von vielen Worten. In grauenhafter Stummheit bewegen sie sich wie Riesenkrippel, die sich, an ihren Armen hängend, den Balken entlang

fortbewegen. Die Knochen knacken, der Atem keucht, aber kein Wort wird laut.

Der Krahn streckt seine Kralle aus, die eine Stange trägt, die ihrerseits in einer Doppelkralle endet. Diese klammert sich um die Lademulde, die dadurch einen Löffel mit einem langen Stiel bildet. Eine Ofentür wird geöffnet, der Krahn steckt seinen Löffel hinein und dreht ihn um, so gründlich wie der Bauer, der den letzten Brocken mitnehmen will — die Tür fällt zu; die Krallen nehmen die nächste Ladung auf.

Das Innere des Ofens ist weißer als Silber, heller als Mondlicht. Ein See von Silberschnee, in dem die Wellen leise steigen und fallen.

Lange genug hat der Stahl gekocht. Die Luftblasen sind weg, jetzt heißt es die Speise ausgießen. In einer Erdvertiefung steht ein Gefäß von Zwei-Manns-Höhe. Mit blauen Gläsern versehen, die verhindern sollen, daß die Sehkraft unserer Augen versengt wird, harren wir gespannt des Momentes, wo der Ofen geöffnet wird, und der Silberfluß sich zu ergießen beginnt. Jetzt! Jetzt! So strahlend klar ist kein Bergstrom. Es sind aufgelöste Sterne, durch Fegefeuer geläutert. Zart und sacht fließen die weißen Wasser in das rote Bassin hinab. Lange, lange. Jetzt bildet sich am Außenrand ein Schatten, der Strom wird langsamer, zäher, dunkler. Eine menschliche Ameise wagt es, mit einem Stab den heiligen Strom zu stören, und wieder fließt er hell und klar.

Nur Schlacken bleiben zurück. Ein anderer Krahnriese greift mit seinen Tatzen nach dem Gefäß und trägt es abseits, wo es steht und ein wenig auskühlt.

Inzwischen ist der Raum voll geworden von kleinen Hügeln, jeder auf vier Säulchen mit einem Feuerchen darunter. Es sind die nach abwärts gekehrten Gußformen, die erhitzt gehalten werden, um nicht nachher zu zerspringen. Aber noch ist die Masse zu warm. Wie die sorgsame Mutter, den Liebling zu schützen, die heiße Suppe in ein anderes Gefäß übergießt, so wird der Inhalt des Bassins in ein anderes Gefäß umgefüllt und erst von dort in die vorbereiteten Formen gegossen, die dann, mit Asche zugedeckt, in eigener Wärme

fertig backen. Die Krahne entfernen sich, die Öfen sind geschlossen, alles ist still.

*

Es ist Tag und ich stehe in der Munitionswerkstätte. So hoch ist der Raum, daß Menschen und Maschinen wie ein dunkler, dünner Bodenbelag wirken. In diesem einen Saal arbeiten jetzt 2400 Personen. Hier werden Granatenhülsen gemacht. Lange runde Eisenstangen von verschiedener Dicke werden von Kranen aufgepickt und in eine Maschine gebracht, wo sie klipp-klapp in gleiche Stücke, etwa wie Nudeln, zerschnitten werden. Die Stücke kommen in den Ofen und, wenn sie erst rot glühen, in eine Presse, wo ein Dorn jedem ein Loch in die Mitte stößt, dann in eine Drehbank, wo sie langgestreckt und abgedreht werden. Das rauhe Ende wird abgeschnitten — glaubt mir, die Schere ist scharf! — und die Hülse wird nach nochmaliger Röstung im Ofen in den Sand zum Abkühlen gestellt. Der allerfeinste Stahl aber wird in einer für unsere butterarme Zeit geradezu aufreizend verschwenderischen Art behandelt. Ein Reservoir, so groß wie das Schwimmbassin einer mittleren Badeanstalt, wird mit Öl gefüllt. In dieses senkt der Kraftmensch eine durchlochte Riesenplatte, auf welcher eben aus dem Ofen gekommene, glühende Granathüllen stehen. Das so gewaltsam erhitzte Öl wird nachher durch einen Kreislauf auf die ursprüngliche Temperatur abgekühlt. Ob es das feinste Salatöl ist, weiß ich nicht; wenn ja, so ist das keine kleine Versuchung für die Arbeiter . . .

Ich habe oft meine Unwissenheit in vielen Dingen beklagt. Nun, manches habe ich hier dazugelernt, den Unterschied zum Beispiel zwischen Haubitzen, Mörsern und Kanonen kenne ich ganz genau.

Ja mehr als das weiß ich: während ein Menschlein nur neun Monate unterwegs ist, kostet es 12 bis 18 Monate Zeit, eine wohlgeratene Kanone zur Welt zu bringen. Aber dann ist sie auch größer und schwerer als irgend ein Elefantenkind und ist so glänzend ausgebildet, daß sie vom ersten Tag an die glänzendsten Kunststücke ausführen kann.

Die 30·5 Zentimeter-Kanone, die bei Skoda furchtbar verwöhnt wird, ist wirklich auch ein Prachtkind. Allein ihr Seelenrohr mit seinem kannelierten Innern, umgürtet mit vielen blitzblanken Stahlmänteln, kostet mehrere hunderttausend Kronen. Das Projektil, das seinen Platz im Seelenrohr hat, ist mannsgrößer und fordert, um in Bewegung gesetzt zu werden, 200 Kilo Pulver. Es ist nicht jedermanns Sache, sich so etwas anzuschaffen. Und hat man sie endlich, dann sind sie so wenig dauerhaft, wie moderne Damentoiletten. Eine Nähmaschine kann man jahraus, jahrein treten. Eine Kanone dauert höchstens eine Saison. Sie hat eine zu sensible „Seele“. Wenn sie eine gewisse Anzahl Schüsse abgegeben hat — ich habe nicht der Recht zu erzählen, wie viele — streikt das „Seelenrohr“. Dann nützt ebensowenig Schmeicheln als Drohen; es will nicht.

Hier habe ich gräßliche Lust, zu lügen und zu behaupten, die Skoda-Werke hätten mir zuliebe einen 30·5 Zentimeter-Mörser abfeuern lassen. Doch ich fürchte, daß es herauskommt. Aber wahr ist, daß zwei junge Damen, die sich eines Tages durch Zufall einen guten Kilometer vom Schießplatz befanden, plötzlich, wie vom Blitze getroffen, auf dem Erdboden lagen. Wenn man bedenkt, daß es so weit weg war, und nicht scharf geschossen wurde, und daß das Geschöß in einen sandgefüllten Tunnel abgegeben wurde, um das Projektil unversehrt wieder ausgraben zu können, bekommt man eine Ahnung von der Kraft, die hier waltet.

Ich wohnte einem Probeschießen bei mit kleinen Gebirgsgeschützen und Haubitzen verschiedener Größe und muß leider gestehen, daß mein Trommelfell nicht Schaden litt. Ich hatte viel gewaltsameren Lärm und Luftdruck erwartet. Aber ich stand ja ein Dutzend Meter hinter den Kanonen. Sonderbar war es zu sehen, wie Bäume und Sträucher weit und breit durch den Luftdruck der Geschütze erstickt waren. Kein Grasalm hatte die Katastrophe überlebt.

Sieht man die Krahne, die 50.000 Kilo so leicht heben, wie wir ein Wickelkind, und die 22.000 Blusenmänner, dann wundert man sich zuerst, daß es so lange dauert, einen Mörser

herzustellen. Man bedenkt eben nicht die Widerstandskraft des Materials, seinen beinahe unzerbrechlichen Trotz.

*

Die Schmiede soll man nur bei Nacht sehen. Eine wahre Akropolis von umgestürzten Säulenstümpfen liegt das Eisen und wartet auf sein Ofenschicksal. So hart es auch ist, wird es dort so weich, daß man es wie Butter formen kann. Von überall schweben große Feuerlaibe herbei und rollen durch den Raum. So ungeheuer sind Glanz und Glut, die von ihnen ausstrahlen, daß Krahne und Hammer verschwinden, und nur die Sonnenkörner sichtbar bleiben. Angstvoll flüchte ich von einem Ort zum andern. Bald rollt eine weißglühende Scheibe gegen mich an, bald kommt eine von hinten, bald senkt sich eine von oben, mit meinem Kopf als Ziel, aber immer landet sie in einer Presse, von der sie dann kleiner herausschwebt, dünner, noch mehr blendend. Diese großen goldenen Münzen sind Lokomotivräder, nicht wie andere Karrenräder gegossen, sondern in Form gewalzt. Die „kleine“ Presse besitzt zweieinhalb Millionen Kilogramm Druckkraft.

Nach der Schmiede, mit ihrem vereisenden Wind, ihrer sengenden Hitze, ihrem Grabesdunkel und grellschneidenden Licht, tut es wohl, durch die Ablieferungshalle zu gehen. Dort stehen die fertigen Geschütze in Reih und Glied, auch sie in feldgrauer Uniform. Sie scheinen sich furchtbar zu langweilen. Nur Geduld, wenn der Tag anbricht, dann kommen die Offiziere, sie zu untersuchen, zu erforschen, ob sie nicht an verborgenen Leiden kranken. Schon warten draußen die Eisenbahnwagen, um sie auf den eigenen Bahngleisen auf den Schießplatz zu führen.

Nun ist es komisch, zu konstatieren, wie menschenähnlich diese künstlichen Wesen sind. Sie wissen doch genau, daß es ihre höchste und einzige Lebensaufgabe ist, ein Projektil ins Seelenrohr hineingejagt zu bekommen, und dieses wieder wie eine unverdauliche Speise auszuspeien, aber ihre Nerven sind nicht von vornherein dazu geeignet. Der Lärm, den sie selbst verursachen, erschreckt sie dermaßen, daß sie einen Sprung nach rückwärts machen und ihren „Sporn“ in die Erde bohren.

Aber nur beim ersten Mal. Später stehen sie kaltblütig auf ihrem Platz, und ihre Bedienung kann sich ruhig auf sie setzen und dort das Abfeuern abwarten.

In früheren Zeiten waren die Kanonennerven noch zarter. Da kamen sie nie über den Schrecken hinweg und mußten nach jedem Schuß auf ihren Platz mühsam zurückgebracht werden. Jetzt gibt man ihnen beim ersten Mal vor dem Abfeuern einige Löffel Medizin — ungefähr das gleiche Mittel, wie es kleine Kinder gegen Husten bekommen — bestehend aus Wasser und Glyzerin. Diese Medizin wirkt so beruhigend, daß das Rohr von jetzt ab immer selbst auf seinen Platz zurückgleitet.

Man zeigt mir auch, wie die kleinen Gebirgskanonen in ihre Bestandteile zerlegt werden können. Das geht in ein paar Minuten und ist so eingerichtet, daß kein Stück mehr als 100 Kilo wiegt, das Gewicht, welches ein Maultier ohne Schaden zu Berge tragen kann.

*

In den Skodawerken in Pilsen kann man ohne besondere Mühe auf die verschiedensten und interessantesten Arten aus dem Leben abschneiden. Man hat die Krahntatze, deren leisestes Streicheln genügte, einen Stier zu Boden zu strecken, die Walzen; aber lieber nicht daran denken. Das Ölreservoir, die Öfen, die Gefäße voll glühenden Stahls, die Riesenhämmern, die Messer, die Sägen, die Räder, die Magnete — aber das sind sichtbare Gefahren. Wenn man nicht in ihre nächste Nähe gerät, hat man keine Ursache, sie zu fürchten. Viel schlimmer steht es in Bolewetz, wo das Probeschießen stattfindet und die Sprengstoffe aufbewahrt sind. Eine kleine Unvorsichtigkeit, und jedes Lebewesen im Umkreis von vielen Kilometern ist pulverisiert.

Der Mensch hat in sich — das merkt man am besten an den Luftbombardements, wo sich die Bevölkerung, statt sich der Vorschrift gemäß in Kellern zu verbergen, mit Vorliebe auf freien Plätzen versammelt — eine krankhafte Lust, mit der Gefahr zu spielen, die Sensation aufzusuchen. Als ich

die stark bewachten Gebäude betrat, wo die Granaten gefüllt werden, empfand ich eine mit Unruhe gemischte süße Erwartung. Das Gefühl, daß selbst die äußerste Vorsicht nichts gegen einen schicksalsschwangeren Augenblick ausrichten kann, war eher anziehend als abstoßend.

Noch spüre ich jenen süßlich-flauen Dunst, den Operationssäle und Laboratorien ausströmen. Aber während es sich dort genau bestimmen läßt: Jod, Chloroform, Äther, Blut, Fieberschweiß — war der Dunst, der mir hier entgegenschlug, unergründlich. Nicht unangenehm, vielmehr aromatisch, etwas von bitteren Mandeln, Orangenblüten, etwas Sauerliches, etwas überwältigend Süßes, reiner Pulvergeruch, ein häßlicher Gestank von Baumwollöl und ein lieblicher Duft wie von frischgebackenen feinen Kuchen.

Dieser Geruch war nervenaufreizend und die Sinne erschlaflend zugleich, er verringerte die Sehkraft und erhöhte die Gehirntätigkeit — oder umgekehrt. Innen oder außen schuf er nebelige Betäubung, ähnlich der, die von furchtbarem Lärm erzeugt wird.

In einer Ecke liegen mehrere tausend kleiner roter, gelber, grüner und blauer Säckchen, in der Größe von Puppenkissen. Ich nehme eines in die Hand. Es ist mit bleiernen Kugeln gefüllt. Granatenfutter. Auf einem Ladentisch andere Säckchen mit Mehl — nein, mit Pulver.

Aber was ist das? Auf dem Boden eine ganze Probekollektion, gewiß hat ein Reisender in Teigwaren hier seine Koffer geöffnet. Unwillkürlich nehme ich ein paar der Makkaroni in die Hand — ein bißchen dunkel sind sie — und schöne Nudeln, ja, sogar Kolatabletten. Ich möchte gern eine in die Hand nehmen. Da sagt eine Stimme: „Vorsicht! Sprengstoffe!“ Das geht über meinen Verstand. Verfälscht man jetzt die Lebensmittel mit Nitroglyzerin? Sonderbar. Ich sehe mit eigenen Augen, wie junge, ernsthafte Männer und Frauen Zucker und Maismehl abwiegen, in Munitionshülsen stecken und versichern, daß es Sprengstoffe sind. Sie nennen die furchtbarsten Namen.

In jede Hülse kommen erst ein paar kleine Säckchen mit Pulver oder mit Kugeln. Diese werden so fest gepreßt, daß sie

eckig werden statt rund, kleine Stückchen Pappe werden so hineingesteckt, daß sie kleine Abteilungen bilden, in die andere Ingredienzien kommen. Zuletzt wird eine dampfende Leimsuppe darüber gegossen, deren bloßer Name mich mit Grauen erfüllt. Seidenes Papier wird darüber geklebt und darüber noch ein Deckel aus Filz. Jetzt ist die Hülse mit Tod und Teufel gefüllt.

Es gibt winzige, nippesähnliche Patronen und Bomben, die drei Ellen hoch sind. Die modernen Köchinnen, die gern nach dem Augenmaß kochen und dadurch viel verderben, könnten hier von der Genauigkeit lernen, womit Trotyl und ähnliche Gewürze verfertigt werden.

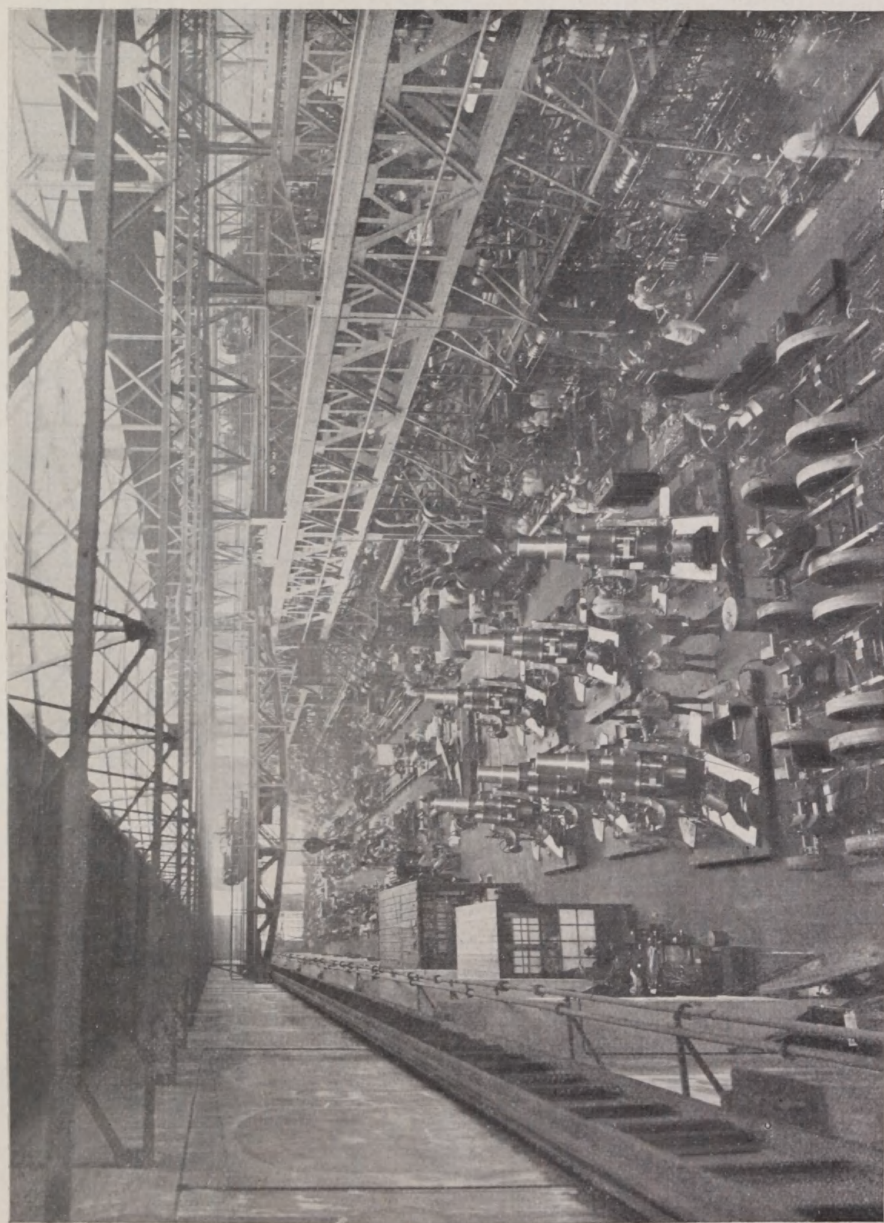
Aber alle bisher bekannte Exaktheit ist grob gegen die Feinheiten im Mechanismus der Granatenköpfe. Jeder ist eine Höllenmaschine mit Kanälen und Uhrwerken, mit Batterien und Pulvergängen. Es wirkt, wie und wann der Mensch will. Dieser kann eine Sekunde in tausend Teile teilen und seinen Finger auf das Tausendstel, wo der Zünder funktionieren soll, legen — und die Wirkung ist todsicher.

Ich sehe alles und höre alles, aber durch jenen seltsamen Nebel. Ist es das Unterbewußtsein, das auf eigenen Wegen wandelt und mich durch die lauen, flauen Düfte den Verwesungsgeruch der Schlachtfelder wittern läßt?

Als wir wieder im Freien sind, starre ich unwillkürlich nach oben, als erwartete ich einen feindlichen Flieger. Mein Begleiter erklärt: „Wir sind sicher!“

Aber sonderbar: ohne die Skoda-Mörser, deren Projektile in Belgien die schwersten Panzertürme durchschlugen und durch einzelne Schüsse Festungen, die für uneinnehmbar gegolten hatten, vernichteten, vielleicht sähe die Landkarte heute anders aus . . .





Skodawerke: Übernahme von 30.5 cm Mörsern



Stiefel und Handschuhe mit Papiereinlage

Papier.

Der Krieg tut der ganzen Menschheit Böses, macht aber das Einzelwesen gut. Im Unglück finden die Gedanken neue Wege, erschließt das Herz neue Quellen von Liebe. Wenn ich mir eine Flasche voll Tinte kaufte, so groß wie jene Granate, mit der die Riesenmörser Tod und Verderben verbreiten, und schriebe sie leer bis zum letzten Tropfen, so könnte ich doch nur ein Bruchteilchen erzählen von dem, was ich in den letzten Monaten gesehen habe an Liebe, Opfermut, Mitgefühl und Erfindungsgaben. Wir haben in Dänemark ein altes Wort: „Not lehrt die nackte Frau spinnen.“ Oft hat dieses Wort seine Wahrheit erprobt, aber kaum jemals so wie jetzt.

Ich will jetzt erzählen vom Ursprung der „dänischen Decke“ und den Zukunftsmöglichkeiten für eine ganz neue Industrie, die dadurch für Österreich und dann für die Welt geschaffen ist. Ich tue es, weil mich die Sache selbst geradezu durchglüht, dann aber auch ein wenig deshalb, weil ich mit Leib und Seele Dänin bin, denn die Sache ist dänisch, und die Frau, die sie ins Leben gerufen hat, eine Dänin.

Schon kurz nach Ausbruch des Krieges hörte man von der dänischen Decke, die aus altem Zeitungspapier gemacht war. Man nickte zufrieden: Warum nicht? Papier ist ja warm! In Kriegszeit lernt man sich begnügen. Es wird Spinat und Seide aus Brennesseln gemacht, warum nicht Decken aus Papier? Wenn man nur bald darauf käme, wie man aus Kieselsteinen Nullermehl gewinnt! . . . Und damit überließ man die Decke ihrem eigenen Schicksal.

Das Papier spielt im Leben des neuzeitlichen Menschen eine Riesenrolle, aber nur die wenigsten machen sich das klar. Wer denkt wohl daran, daß jährlich meilenweite Wald-

strecken umgehauen werden, um das Zeitungspapier zu erzeugen, das wir gleichgültig in den Papierkorb werfen. Bisher hatte altes Zeitungspapier nur für den Greißler Wert. Aber selbst dafür ist es schlecht geeignet, und nur die allerärmsten lassen sich diese Verpackung für ihre Lebensmittel gefallen. Für Familien, die mehrere Zeitungen hielten, wurden diese zu einer wahren Plage. Sie im Ofen zu verbrennen, ist in den meisten Ländern, wegen Brandgefahr, verboten. Will man sie dem Mistbauer anvertrauen, protestiert er. Als Dungmittel ist das Papier ebenso unverwendbar wie als Futtermittel. Also: es taugt zu gar nichts.

Man glaubt im Ausland, daß Dänemark jetzt im Krieg einen Haufen Geld verdient. Das ist insofern richtig, als sich einzelne durch Ausfuhr und hohe Frachtpreise Millionenvermögen erworben haben. Dagegen leidet der Mittelstand schwer unter der überhandnehmenden Teuerung, die eine natürliche Folge des Krieges ist. In Dänemark kosten Butter, Eier, Kohlen und Kleider ungefähr so viel wie in Wien.

Sitzt da in einer Kopenhagener Vorstadt eine schlichte Hausfrau, und grübelt, wie sie den Kriegswinter überstehen soll. Brennmaterial ist kaum zu erschwingen. Spart man aber daran, dann muß man um so wärmere Kleider haben, und wer kann Wolle kaufen? Da fällt es ihr ein, daß man ja in Zeitungspapier kochen kann. Man umwickelt den Topf, in dem die Speise zu kochen begonnen hat, mit viel Zeitungen, der Inhalt kocht einfach weiter. Vielleicht denkt sie auch daran, daß eine Zeitung, hinter die Blumentöpfe gelegt, diese vor dem Erfrieren schützt. Ja, es gibt sogar Leute, die darauf schwören, daß eine Zeitung auf dem Rücken, unter den Kleidern getragen, besser gegen eine Erkältung wirke als das altbewährte Katzenfell. Vielleicht hat sie gehört, daß sich die Chinesen gegen die chinesische Kälte durch mehrere übereinander liegende Mäntel aus — europäischem Zeitungspapier schützen. So kommt ihr bewußt und unbewußt die Idee: Decken aus Papier zu machen. Sie versucht's, und es gelingt teilweise. Es war eine Neuigkeit, und so kam es in die Zeitung. Beim Morgenkaffee liest ein Vater diese Neuigkeit, schneidet sie aus und schickt sie an seine Tochter, die verheiratet in Wien

wohnt und sich sehnt, ihrem neuen Vaterland zu dienen. Sie erkennt den praktischen Wert der Idee, die ein wahres Kolumbusei ist, und fängt sofort an, sie auf Wiener Boden auszuführen.

Die junge Frau erprobt die Sache zuerst durch eigene Arbeit und auf eigene Kosten. Es wurde ein Riesenerfolg. Der erste Papierball, der in ihrer Wohnung zusammengeknüllt wurde, wuchs zu einer rollenden Lawine, die alle alten Zeitungen mitriß, ihre gute Wärme über Hunderte von Lazaretten verbreitete und sich zuletzt vornehm in einem Flügel der Hofburg niederließ.

Ja, wirklich. Ein Flügel der Hofburg gehört vom Keller bis zum Dach den dänischen Decken, und die junge dänisch-österreichische Frau, die durch ihre doppelte Nationalität zu einer doppelten Arbeitsleistung verpflichtet zu sein glaubt, hat außer dieser Aktion auch noch die Fürsorge für ein ganzes Hospital übernommen. Aber ihre Popularität verdankt sie nicht dieser Spitalstätigkeit. Sie geht in Wien unter dem zärtlichen Spitznamen „die dänische Decke“ um.

Zuerst wurde die Arbeit von bezahlten oder freiwilligen Helfern ausgeführt, jetzt wird der schwerste Teil, das Knüllen und Zusammennähen des Papiers, in den Gefängnissen besorgt. So haben auch diese Ärmsten Gelegenheit, sicher mit gutem Willen ein Weniges beizutragen zur Linderung der Kriegsnot der menschlichen Gesellschaft. Während die Finger eifrig das Zeitungspapier zerknittern und wieder glätten, fliegen die Augen bald feucht, bald strahlend — sofern Sträflingsaugen strahlen können — über das nächste Blatt. Ob die Zeitung ein Jahr oder nur eine Woche alt ist, immer bringt sie ihnen, den Abgeschlossenen, neue Einzelheiten vom Kriege, der über ihr Land hinstürmt. In der Hofburg wird dann dieses Papier in abnehmbare Baumwollbezüge gefüllt. Diese schneiden und nähen arme Frauen, die sich bei achtstündiger Arbeit und einigem Fleiß fünf bis sieben Kronen täglich verdienen.

Die Decke mit Inhalt kann man desinfizieren. Will man aber nach ansteckenden Krankheiten den Inhalt erneuern, so verursacht das bloß eine Ausgabe von sechzig Hellern. Die ganze Decke kostet fünf Kronen und besitzt außer der wärme-

spendenden Eigenschaft noch den außerordentlichen Vorzug, von Ungeziefer absolut gemieden zu werden. Man versteht, warum schon mehr als zweimalhunderttausend Decken in Spitälern und Gefangenenlagern in Verwendung stehen.

Die Dänin legte sich nicht auf ihren Lorbeeren zur Ruhe. Die Wärme, die von den Decken ausströmte, wirkte wie die Dampfkraft auf eine Maschine. Sie dachte nach, und siehe: wie Seifenblasen, eine immer strahlender als die andere, flogen ihre Einfälle durch die hohen Säle der Hofburg, aber ohne das kranke Schicksal der Seifenblasen zu teilen. Der kaum empfangene Gedanke wurde hier bald zur lebendigen Tat. Die Anregerin hat sicher nur die Augenblickswirkung für die Kriegszeit im Auge gehabt bei all ihren Unternehmungen. Sie hat einigen empfindlichen Mängeln abhelfen wollen. Daß sie dadurch der Bevölkerung ihres Adoptivvaterlandes auch für alle Zukunft eine Hilfe geleistet hat, davon hat die bescheidene Frau keine Ahnung.

In der Kriegshilfeausstellung sind mehrere ihrer Sachen ausgestellt. Zu meiner eigenen Schande muß ich aber gestehen, daß ich sie übersehen habe, oder vielmehr die Geheimnisse, die hinter ihrem unscheinbaren Äußern sich verbergen. Als ich sie neulich in der Hofburg erklärt bekam, sah mein inneres Auge die Lösung einer Frage, um die sich Millionen Menschen bisher vergebens bemüht hatten. Dort hängt eine kurze Jägerjoppe aus wasserdichtem khakifarbenen Stoff mit weichem Zwischenfutter aus Zeitungspapier. Sie kostet siebzehn Kronen fünfzig Heller. Daneben ein langer Wintermantel für einundzwanzig Kronen. Sie sind für Soldaten im Felde, für die Gefangenen im Lager gedacht. Aber wer hindert künftig alle Arbeiter, Chauffeure, Schaffner und andere, sich diese pelzwarmen Mäntel anzuschaffen, die nur eine Kleinigkeit kosten im Verhältnis selbst zum einfachsten Mantel?

Ich halte einen Fußsack in Händen, bestimmt für den Transport solcher Verwundeter, die aufrecht sitzen können. Er reicht bis zum Gürtel und kostet nur wenige Kronen. Welcher Segen für alle, die ihren Arbeitstag draußen sitzend in Kälte und Regen verbringen müssen, wie der Kutscher, die Hökerin, die Kioskverkäuferin. Der junge Wiener Schneider,

der zweimal an der Front war und jetzt nach einer doppelten Verwundung dem Vaterlande bei den dänischen Decken hilft, breitet etwas auf den Boden, wirft sich darauf und ist im Augenblick verschwunden — in einem Schlafsack aus Papier und wasserdichtem Stoff. Der ganze Sack kostet siebzehn Kronen. Er ist im Felde erprobt und hat in Frost und Schnee den, der darin stak, warm gehalten. So leicht ist er, daß jeder Bergsteiger ihn selbst mittragen kann. Es gibt Schneehauben und Leibbinden, Sitz- und Liegekissen, alles gleich praktisch für Militär und Zivil, für Krieg und Frieden.

Und nun die Decken selbst. Sie bedeuten nicht weniger als eine Revolution des kleinen Haushalts. Jede mittellose oder auch nur sparsame Hausfrau kann Matratzen und Decken aus Zeitungspapier selbst anfertigen. Die Bezüge kann sie ja waschen, und wenn der Inhalt in Staub zerfallen sollte, ihn erneuern ohne weitere Kosten als für den Zwirn. Zweifellos werden bald große Fabriken entstehen, die Hunderttausende solcher Decken erzeugen werden. Wenn man es nicht ratsam finden wird, Menschen mit dem Knüllen des Papiers zu beschäftigen, denn diese Arbeit ist weder nerven- noch lungenstärkend, so wird es unserer vorgeschrittenen Industrie sicher ein leichtes sein, eine Maschine für diese Arbeit zu konstruieren.

Und noch sind wir nicht am Ende. Das allerbeste kommt zuletzt. Es sind zwei unscheinbare, beinahe häßliche Gegenstände: Papierhandschuhe und -stiefel. Die Handschuhe haben zwei Finger und auf der Innenseite des Zeigefingers ein kleines, rundes Loch, damit der Soldat mit dem bloßen Finger abschießen kann. Der Stoff ist wasserdicht, die Handschuhe reichen hoch über das Handgelenk und kosten zwei Kronen fünfzig Heller. Jeder kann ohneweiters einsehen, was diese Handschuhe im Schützengraben wie im offenen Feld bedeuten müssen. Aber vielleicht macht man es sich nicht sofort klar, wie segensreich diese einfältigen Handschuhe in das Leben derer treten müssen, die durch ihren Beruf gezwungen sind, gegen Frostbeulen und Wunden, gegen Rheuma und Erstarrung einen bisher vergeblichen Kampf zu führen. Die besten gestrickten Handschuhe können in Bezug auf Wärme und Dauer-

haftigkeit da nicht mitkonkurrieren. Der Schaffner und die Schaffnerin, die ihre mißhandelten Hände schonen können, der Straßenkehrer, der Eiskutscher, der Milchbub, der Briefträger, die Zeitungsausträgerin. Es gibt keine Arbeit, die man nicht mit diesen Handschuhen ausführen kann, dank ihrer Schmiegsamkeit, Weichheit und dem kleinen Loch am Zeigefinger. Sie sind der gegebene Handschutz für jeden Bauer, jeden Seemann. Einstmals waren „dänische Handschuhe“ das Feinste, Aristokratischste. Dann wurde die Bezeichnung farblos. Jetzt wird der Begriff durch die Wiener Dänen wieder zu Ehren kommen, aber dem Fortschritt der Zeit entsprechend werden „dänische Handschuhe“ das Volkstümlichste, das Nützlichste sein.

Was aber soll ich erst von den Schuhen sagen? Sie übertreffen alles. Ich werde sie einfach beschreiben und versuchen, sie in das Bewußtsein der Leser mit ebenso soliden Nägeln einzuhämmern, als sie in ihren Holzsohlen haben. Holzsohlen? Zwei Zoll dicke Holzsohlen. In Dänemark trägt der Bauer Winter und Sommer Holzschuhe. Im Winter füllt er sie mit Stroh. Tritt er in eine Stube, so wirft er sie ab und geht auf Socken. Der Großbauer hat auch manchmal ein Paar „Holzschuh-Stiefel“. Mit Sohle und Oberteil aus Holz, den Stiefelschaft aus Leder. Die Holzschuhe werden nicht fabrikmäßig hergestellt. Sie sind immer Handarbeit. Der Holzschuster, wenn er etwas taugt, ist ein Künstler. Er modelliert in Holz. Seine Holzschuhe sind innen so glatt wie ein polierter Salontisch, von außen so teerglänzend, daß man sich von fern darin spiegeln kann; allerdings kann man sie auch aus der Ferne riechen. Außer hohen Absätzen sind eisenbeschlagene Holzklötzchen unter ihnen befestigt.

Bei dem großen Ledermangel, der durch den Krieg in allen Ländern entstanden ist, war es für eine Dänin ein nahegelegender Gedanke, auf diese Schuhe zurückzugreifen. Aber sie sah sofort ein, daß sie in ihrer ursprünglichen Form nicht plötzlich in der österreichischen Armee eingeführt werden könnten. Wer nicht von klein auf an diese Fußbekleidung gewöhnt ist, schneidet sich damit unweigerlich den Rist blutig. So kam sie auf die neue Form. Die Sohle blieb dänisch,

nur wurde sie mit Nägeln beschlagen. Der Rest des Stiefels wurde aus wasserdichtem Stoff gefertigt und mit Papiereinlagen versehen. Es sind Schnürstiefel, weich wie aus feinstem Sämischleder. Sie sind ebenso geeignet, grundlose Landstraßen zu durchwaten, wie Steinfelder zu bezwingen. Sie kosten sechs Kronen pro Paar. Für den Salon passen sie nicht. Aber für alle Menschen, große und kleine, die verurteilt sind, in elendem Schuhzeug zu frieren, spielt das Salonleben keine große Rolle. Der Schulfußboden würde aber leiden! Macht nichts, besser verdorbene Fußböden als kranke Lungen.

Ich glaube, jemand hat einmal gesagt: „Das Licht kommt aus dem Norden.“ Aber daß auch die Wärme aus dem Norden kommen kann, ist neu und überraschend.



Rohö!

Ein Signal: Rohö! Rohö! Rohö! Man macht die Hand hohl wie ein Rohr und ruft da hindurch: Rohö! — Weithin schallt es, und aus der Ferne klingt es wie ein tausendfältiges Echo: Rohö! Rohö! Rohö!

Der Klang ist walkürenhaft selbstbewußt und siegesbewußt. Der Klang ist ein klein wenig barbarisch. Aber was macht es, wenn es wie das Heulen der Eule, das Kreischen der Hyäne oder das Weinen des Krokodils klingt!

Rohö ist das Signal, das einmal durch die hohle Hand einer Frau gerufen, über ganz Österreich Widerhall gab und für Hunderttausende von Frauen das Zeichen wurde, daß jetzt die Zeit gekommen, wo es galt, zu zeigen, wozu man zu gebrauchen war.

In die gewöhnliche Sprache übersetzt bedeutet der Walkürenruf kleinbürgerlich und bescheiden: „Reichs-Organisation der Hausfrauen Österreichs“. Aber eine solche Portion Wörter kann niemand, ohne sich zu verschlucken, in den Mund nehmen. Also die Verkürzung.

Rohö klingt herrlich wild und herausfordernd, Hausfrauenorganisation dahingegen hat einen unangenehmen Beiklang von Zank mit den Dienstboten, Kampf mit dem männlichen Geschlecht, kurz es klingt nach Seifenlappen, Scheuerbesen und bösen Worten.

Und so ist es ja gar nicht.

Dieser Verein ohne Klublokal und ohne inneren oder äußeren Klimbim irgend welcher Art hat das bescheidenste, kühnste und ehrenvollste Ziel, das man sich denken kann. Er

will, in einem Satz ausgedrückt: den Hausfrauen helfen, daß sie mit ihrem Wirtschaftsgeld auskommen und will ihnen Mühe sparen.

Wie fängt dieser menschenfreundliche Verein das an?

Hört und lernt:

Es ist Spätherbst 1915. Vor dem Nordbahnhof in Wien herrscht großes Gedränge von Frauen, alten wie jungen, eleganten wie bescheidenen. Viele tragen Körbe oder Netze, andere schleppen einen großen Käfig, andere wiederum schieben einen leeren Kinderwagen vor sich her.

Erwartungsvolle Stille tritt vor der Eingangstür ein. Dann tut sich die auf, und die Schar ergießt sich auf den Bahnsteig. Auf einem Seitengeleise hält ein Güterzug, aus dessen Innern sonderbar gutturale Laute hörbar werden.

Man ist — als Frau immer, trotz aller Verleumdung, die das Gegenteil behauptet — geduldig ohne Grenzen. Man ist bereit, bis zum jüngsten Tag zu warten. Aber dies ist ja nicht so ganz leicht, jetzt, wo das Ziel so nahe ist. Nur eine solide hölzerne Wand trennt die beiden Parteien, die so gern zusammen wollen, voneinander. Und jetzt auf einmal hat der Veterinärkommissär Bedenken bekommen. Wer bürgt ihm dafür, daß nicht Ansteckungsgefahr hinter den Wänden des Güterwagens lauert? Kann er es gestatten, daß sich der Inhalt über das nichtsahnende Wien ergießt?

Eine beherzte Frau, eine wahre Heroine, geht an das Telephon. Sie ruft zwei Nummern an und hält einen Hörer vor jedes Ohr. Mit dem einen steht sie in Verbindung mit der Presse, mit dem anderen mit dem Minister in höchst eigener Person.

Der Minister hat keine Bedenken und folglich hat der Kommissär auch keine mehr. Feierlich öffnen sich die Türen zu den mystischen Wagen. Das bisher furchtsame gutturale Schnattern schwillt zu einem wahren Orkangebrüll an.

Eine Frau greift hinein, ergreift eine — Himmel! — eine Gans! Und reicht sie unter den murmelnden Jubelrufen der Menge gegen die erforderliche Quittung für erstattete Bezahlung der Nächststehenden. Wieder die Hand hinein, eine neue zappelnde, schnatternde Gans. Und so in einem fort.

Im Laufe jener Morgenstunden werden 5000 lebende, neugierige russisch-polnische Gänse an die Wiener Mitglieder verteilt. Eiligst stopft man die guten Gänse in die Netze, Körbe, Käfige oder Kinderwagen und spaziert nach Hause in die respektiven ersten, vierten und fünften Stockwerke, wo das liebliche Tier weiter schnattert.

Mit Kartoffelschalen und Bonbons, mit Brotkrumen, altem Spielzeug und allerlei Küchenabfällen wird die Gans gemästet — wie Hänsel und Gretel im Pfefferkuchenhaus. Und am Weihnachtsabend hat eine jede von den 5000 Hausfrauen eine fette, leckere Gans im Schmortopf.

Fett war sie nun freilich von Anfang an nicht, aber dafür hatte sie ja auch nur 7 Kronen gekostet, während die Gänse auf dem Markt mit 35 bis 40 Kronen bezahlt wurden, ohne daß deswegen das Fett von ihnen heruntergetrieft wäre.

Und die Rohö hat die Gans nicht gestohlen. Sie war auf ganz ehrliche Weise dazu gekommen. Die Rohö hatte nur ein paar von ihren tüchtigsten Vorstandsdamen nach Russisch-Polen geschickt, man hatte ohne Zwischenhändler eingekauft und ohne weitere Unkosten wieder verkauft. Und dies war das Ergebnis!

*

Nun hoffe ich, daß mir die sämtlichen Rohöwalküren nicht zürnen werden, weil ich ihre heilige Gänsegeschichte mit einem gewissen Mangel an Feierlichkeit behandelt habe. Ich will in Zukunft versuchen, sachlich zu sein wie ein Marktkorb und ernsthaft wie eine Trauerweide.

Warum ist die Rohö entstanden? Warum wurde dieser erste Hausfrauenverein seiner Art gerade in Wien gegründet?

Es war wenige Jahre vor dem Kriege. Die Nahrungsmittel stiegen im Preise. Man konnte keinen vernünftigen Grund dazu einsehen. Die Kartoffeln kletterten von 3 auf 12 Heller das Kilo. Die Semmeln bekamen die galoppierende Schwindsucht. Die Bananen — die in Deutschland auf den Straßen und Plätzen für 5 Pfennig das Stück verkauft wurden — kosteten in Wien ihre 20 bis 30 Heller. Österreichischer Zucker wurde

in Wien mit 92 Heller bezahlt; derselbe Zucker wurde gleichzeitig in London mit 46 Heller verkauft. Kein Wunder, daß die Marmeladenfabrikation dort jeglicher Konkurrenz trotzte.

War die Ernte schlecht, so war es ja natürlich, daß die Waren teurer werden mußten, hatte man aber eine gute Ernte, so fielen die Preise trotzdem nicht.

Ein paar kluge Frauen überlegten die Sache und kamen zu dem Ergebnis: Die Produzenten waren die alleinherrschenden Regenten des Marktes. Sie hatten sich stillschweigend zusammengerottet und setzten die Preise nach ihrem eigenen Ermessen fest. Die Kunden waren ja durchgehends Frauen. Was machte es, wenn sie sich dagegen auflehnten? Nahrungsmittel mußten sie ja doch haben. Ob das Wirtschaftsgeld ausreichte oder nicht, ging nur sie etwas an. Zum Glück für die Produzenten hatten die Frauen ja nicht die geringste Ahnung von Nationalökonomie. Sie kamen mit ihrer einzigen jammervollen Waffe, dem altmodischen „Feilschen“, das wirkungslos war wie das Kläffen des Hundes gegen die Stacheln des Stachelschweines. Die Handelnden verlangten nun von Anfang an um soviel höhere Preise, wie sie beschlossen hatten, sich abhandeln zu lassen.

Es ist immer schwer, Hausfrau mit beschränkten Mitteln zu sein. In Wien ist das doppelt schwer. Die Verkehrsmittel sind unzulänglich. Unterirdische Bahnen gibt es nicht. Die Stadtbahn geht nur draußen um die Stadt herum. Die Wohnungen sind kostbar und unheimlich altmodisch eingerichtet. Nur der Wohlhabende kann sich eine wirklich modern und bequem eingerichtete Wohnung leisten. Der Mittelstand muß in der Regel mit einem unwürdig schlechten Dienstbotenzimmer — falls es überhaupt ein solches gibt — fürlieb nehmen. Speisekammer, Gasofen und Badezimmer sind ein Luxus. Das Telephon ist teuer und manchmal schlecht bedient — und hat keinen praktischen Nutzen für die Hausfrauen, da keiner von den kleinen Händlern ein Telephon besitzt und auch die Ware nicht ins Haus schickt.

Die Hausfrau des Mittelstandes war übel daran. Zu den übrigen Unbequemlichkeiten kam noch, daß ihr Mann ziemlich

anspruchsvoll war. Er aß gern gut, verlangte, daß die Speisen präzise auf den Tisch kamen und hübsch angerichtet waren. Aber selbst eine kleine Handreichung zu tun, wie zum Beispiel der Amerikaner unter ähnlichen Verhältnissen, kam ihm nicht in den Sinn. Da war es denn kein Wunder, daß so manch eine strahlende und anmutige Wienerin schon nach einer zehnjährigen Ehe durch Hausfrauenschwierigkeiten jeglicher Art in eine nervöse, abgehetzte, ewig sorgenvolle Frau verwandelt war.

Die Frau, die wie ein zweiter Moses vorging und Wasser aus dem Felsen schlug, war dieselbe, die am Bahnhofe die beiden Hörer des Telephons an ihre Ohren hielt. Sie, die Welt dame mit den gesellschaftlichen Talenten, zeigte plötzlich, daß sie mit geradezu verblüffender Beredsamkeit begabt war. Sie wirkte gleichzeitig wie die Äolsharfe und wie Nitroglyzerin. Man erzählte sich, daß in ihrem ersten Vortrag das Gedränge so gewaltig war, daß man dem Publikum mehrere Säle überlassen mußte. Die Rednerin wanderte dann von einem Saal zum andern und hielt ihre sämtlichen Zuhörerinnen mit ihren Flammenreden in Atem.

Das Ergebnis war die Bildung jener Wiener Konsumentenliga, die später infolge gewisser Konstruktionsfehler (Frauen sind ja in der Regel keine großen Baumeister) zusammenstürzte. Aber aus den Ruinen entstand bald die Rohö.

Der Gedanke, der dahinterliegt, ist folgender: die einzelnen Frauen sind den Produzenten gegenüber hilflos, vereint und in Scharen bilden sie eine Macht, vor der man sich beugen muß.

Die Rohö zählt jetzt über 60.000 Mitglieder. Wahrscheinlich wird die Zahl binnen kurzem zu Millionen anwachsen. Sobald die Kinderkrankheiten ganz überwunden sind — vorläufig sind wohl Masern und Keuchhusten noch nicht überstanden — wird die Rohö ein Gesellschaftsfaktor allerersten Ranges werden.

Ihr Programm ist unermesslich, scheinbar sogar undurchführbar. Aber auch nur scheinbar. Dem jungen Verein steht eine Riesenarbeit bevor: die Erziehung der vielen tausend Hausfrauen, so daß sie sich ihrer eigenen Kraft und Bedeutung

bewußt werden. Ist dies erreicht, wird das übrige ganz von selbst kommen.

Was ist natürlicher, als daß die Frau, die ja schließlich doch diejenige ist, die auf der ganzen Welt das Essen zubereitet und verteilt, auch ein Wort mitzureden hat, wo es sich darum handelt, die Preise festzusetzen und über die Zufuhr zum Markt zu bestimmen. Und wollen diejenigen, die bisher auf dem Markt das Zepter geschwungen haben, sich trotz alledem nicht fügen, nun gut — dann gründen die Frauen ihren eigenen Markt. Dann werden die Hausfrauen mit anderen Worten selber Produzenten und Kunden.

Das ist das Ei des Kolumbus. Und daß die Rohö den Stier bei den Hörnern gepackt hat, wird dadurch bewiesen, daß der junge Verein schon Mitgliederstimmrecht bei der Feststellung der Marktpreise erworben hat.

Die Gänsegeschichte zeigt, wie praktisch, klug und resolut die Rohöschen Frauen empfinden. Hier noch ein paar Beispiele von ihrer schnellen Entschlossenheit während des Krieges, wo die Stellung der Hausfrau oft bis zur Trostlosigkeit traurig ist.

Zu einem Zeitpunkt, wo die Eier bis ins Ungeheuerliche im Preise gestiegen waren, gelang es der Rohö, sich einige Wagenladungen Eier aus Russisch-Polen zu verschaffen. Statt nun diese Eier in aller Stille unter die eigenen Hausfrauen der Rohö zu verteilen, warf sie sämtliche Eier an einem bestimmten Tag auf den Markt. Was war die Folge? Ein Preisfall von 13 Heller per Ei! Man hat durch diese kleine unschuldige List allen Wiener Hausfrauen Normaleierpreise verschafft, wenigstens für einige Zeit.

Reis, der vor dem Kriege 56 bis 80 Heller per Kilo kostete, war auf 3 Kronen 60 Heller bis 4 Kronen per Kilo gestiegen. Auf Umwegen (die leitenden Geister der Rohö sind ja nicht umsonst Frauen) gelangte man zu vier Waggons Reis und verkaufte ihn, alle Unkosten einberechnet, das Pfund 2 Kronen unter dem Detailpreis! Selbstredend fielen die Reispreise sofort überall. Die Rohö will auf keine Weise den Zwischenhändlern schaden. Ihre Absicht ist bloß, künstliche Preissteigerungen durch Trusts oder zu viele Zwischenhände zu verhindern.

In Österreich, wo es Nationalitäten und Konfessionen in Unmenge gibt, wirkte der Hausfrauenverein wie ein versöhnendes Element. Ob deutschnational, ob klerikal, das ließ den gemeinsamen Wunsch, gute und billige Milch für alle kleinen Kinder im Reiche zu schaffen, unberührt.

Rohö zeigt Musterküchen, Mustervorratskammern, Hühnerhöfe, Rohö hält Vorträge zu tausenden in der großen Stadt wie im kleinsten Ort. Taucht ein neuer wirklich praktischer Gegenstand auf dem Hausfrauengebiet auf, oder wird ein neues und wertvolles Nahrungsmittel auf den Markt geworfen, so scheut Rohö keine Mühe, um allen ihren Mitgliedern das volle Verständnis dafür beizubringen.

Die Rohö ist eine Art Schwesterschaft. Jedes ihrer Mitglieder denkt an sich selbst und an die anderen. Hat eine Rohö-Hausfrau einen Onkel auf dem Lande, der sie mit Kartoffeln versorgt, so sagt sie nicht: Gottseidank, jetzt habe ich Kartoffeln für mich und die Meinen! Sondern sie grübelt darüber nach, wie man sämtliche Onkel dazu bewegen kann, mit ihren heimlichen Vorräten herauszurücken.

Schon allein als erziehende Einrichtung wird sich die Rohö mit der Zeit unverwelkliche Lorbeern verdienen. Wir werden noch sehen, daß binnen kurzem die Rohö-Frauen ein — und zwar ein großes — Wort mitzureden haben werden, wo es sich um die Einrichtung von Neubauten handelt. Der alte Schlendrian, das Daraufpochen, „daß es nicht anders sein kann“, daß „die Verhältnisse schuld an allen Unzulänglichkeiten sind“, wird aufhören, sobald diese Walküren, bewaffnet mit Kenntnis über diese Dinge, ins Feld reiten. Die Dienstbotenfrage, die ewig brennende, hängt ebenso eng zusammen mit den Architekten des Landes wie mit den überanstrengten Nerven und mit den kleinen Erfindungen, die die tägliche Arbeit erleichtern können. Lauter Dinge, die die Rohö bald ins klare bringen wird.

Wer die Rohö danach beurteilen will, was bereits erreicht ist, — und nicht daran denkt, mit wie großen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat — tut der Sache und sich selber blutiges Unrecht. Die Rohö ist bisher nur im ersten Werden.

ein junges, himmelstürmendes Genie, das noch nicht recht weiß, was es mit seinen sprudelnden Fähigkeiten anfangen soll und deswegen nach rechts und links ausschlägt, hier eine Vase zertrümmernd, dort eine Nase zerquetschend. Die Rohö begeht ihre Tölpelhaftigkeiten und Dummheiten so sicher wie jedesmal irgend ein Unglücksfall eintreffen muß, wenn ein Riesengebäude aufgeführt wird.

Aber — „Rohö“ ist ein Signal, ein Ruf, den man in weiter Ferne hören wird.



Eine Andachtsstunde.

Ich habe einmal gehört oder gelesen, daß es eine Mutter gab, die täglich mit ihrem Töchterchen außerhalb der Stadt, am Waldesrand sitzend, eine Stunde verbrachte. Dort saßen sie und schwiegen miteinander. Schwiegen und sahen die Blumen ihre zarten Gesichter gegen die Sonne wenden, sahen die Schnecken friedlich über den Wegstaub schleichen, sahen die Sonnenfunken zurückwerfen von den glitzernden Kieselsteinen. Schwiegen und fühlten die Spannkraft der allgewaltigen Kuppel, die höher als die kühnsten Gedanken von Horizont zu Horizont reicht. Ganz stumm saßen sie da, Mutter und Kind, während die Sonne sich eine Stunde weit entfernte. Sie kamen Gott nahe, und die Ewigkeit tat sich vor ihnen auf.

Jene Frau nannte das: ihre Andachtsstunde.

*

Wir Menschen brauchen wohl alle zuweilen eine Andachtsstunde. Die meisten gehen dann in eines jener Häuser, die dem Ewigen zu Ehren gebaut sind, und knien dort in Stille, nur die Lippen leise bewegend. Aber viele gehen von dort beladener und hoffnungsärmer als sie kamen. Einem solchen Menschen kann es geschehen, daß er auf seiner Wanderung einem Kinde begegnet und in seinem gläubigen Lächeln findet, was er im Dom vergeblich suchte: inneren Frieden.

Dieser Friede war auch zu finden in dunklen Wäldern, an stillen Flüssen. Er konnte durch die Luft in weichen, weißen Flöckchen niederschweben oder in die Seele dringen auf den Klängen eines alten Wiegenliedes. Aber die großen Wälder werden umgehauen, um dem Feind jede Zuflucht zu rauben,

im stillen Strom schwimmen heimtückische Treibminen, der Schnee, der zur Erde fällt, wird rot gefärbt — und jedes Wiegenlied scheint ein Hohn auf die Natur und auf Gott.

*

Die Theater, die Konzertsäle, die Variétés sind voll, Abend für Abend. Der Unverstand wäre da versucht zu glauben, daß die Menschen gedankenlos und gleichgültig seien, während sie nur für ein paar Stunden Vergessenheit trinken wollen. Wenn der Vorhang fällt und der Zuschauerraum sich leert, ist es vorbei mit dem Friedensrausch.

Ich aber weiß eine Stelle, wo sich die Menschen mit einem Lächeln treffen und mit einem Lächeln trennen. Ein Andachtsort, rein und schön, wie jener Waldessaum. Dort sitzt eine andächtige Volksmenge, leicht vorgebeugt, mit halb-offenen Lippen, sehnsüchtigen Augen und einer entrückten Haltung, als flöbe das zärtliche, sonnige Lächeln des Mundes durch alle Glieder. Was ist es, was von allen Gesichtern Sünde und Sorge weglöscht, und das Herz erklingen läßt wie eine Amati unter Meisterhänden. Was sieht man? Zwei junge Frauen, die miteinander tanzen. Nur das. Sonst nichts.

Elsa heißt die eine. Berta die andere. Schwestern sind sie, aus Wien, und jung und schön. So haben sie getanzt, als sie als kleine Kinder zum ersten Mal das weiche und schmiegsame Gras im Garten unter ihren Füßen spürten und die Schmetterlinge und Blumenblätter durch die Luft schweben sahen. So haben sie getanzt, als ihre Mutter zum ersten Mal auf dem altmodischen Klavier in der guten Stube einen jener schmeichlerischen und sorglosen Walzer spielte, die Wien zum Hauptplatz des Tanzes gemacht haben.

Die Zeit schritt vorwärts, sagt man. Sonderbare Melodien wurden geschaffen, magisch und geheimnisvoll wie die Formen und Düfte seltener Orchideen. Die neue Dichtkunst wurde zum Urwald, in dessen dunklem Gestrüpp selbst der Dichter umher-irrt. Die neue Malkunst tauchte über Nacht aus dem Meere der Zeit wie eine Koralleninsel. Der Tanz wurde eine Wissenschaft, in die nur die Adepten einzudringen vermochten. Das alles scheinen diese Schwestern nicht zu wissen. Oder sollten

sie es etwa nicht wissen wollen? Wenn sie die sachten wiegenden Weisen der Vergangenheit hören, wird ihr Wesen beschwingt, heben sich ihre Glieder und folgen unwillkürlich den Tönen.

Wir sitzen still und schauen: da stürmen sie herein wie edle Vollblutpferde, spielend auf unabsehbarer Steppe. Und jetzt: voller Anstand wie junge Königinnen, während man ihnen die Krone aufs Haupt setzt. Und jetzt wirbeln sie bezaubernd wie Kirschenblüten vom Baum. Nun tanzen sie eine derbe altmodische Polka so bedeutsam und rücksichtsvoll, als fürchteten sie, die Blumen zu zertreten, die unter ihren Füßen eben aus dem Boden sprossen wollen.

Und dann Elsa allein. Die braune schlanke Mädchen-gestalt, mit glühend rotem Gürtel und roten Bändern, die von den Locken und Kastagnetten flattern. Ihre schwarzen Augen sprühen Funken. Kein Straßenjunge von Murillo hat mehr Lebenslust und Lebenstrotz. Tausend schelmische Launen in der Sekunde. Und während Elsa und Berta Wiesenthal vor der betrübten, müden Menschheit tanzen, hört jeder die Kirchenglocken seiner Heimat den Menschheitsfrieden einläuten.

In keiner anderen Stadt, in keinem anderen Land gibt es etwas, was diesen Schwestern zu vergleichen wäre. Sie sind aus der gleichen köstlichen Naturlaune hervorgegangen, die einen Mozart, einen Schubert schuf, einen Fra Angelico und einen Della Robbia, die die Akazie aus dem Boden aufsteigen läßt.

Ich wünschte, diese Schwestern könnten als Traumgesichte jenen Jünglingen erscheinen, die im Schützengraben ihr unerhört opfervolles Werk tun oder auf dem Schlachtfeld liegend auf ein gnädiges Ende harren. Jene würden neue Hoffnung auf kommende Glücks- und Sonnentage schöpfen, diese mit einem sanften Lächeln entschlummern.



Ein Kind für vierundzwanzig Kronen.

Für vierundzwanzig Kronen monatlich kann sich jeder-mann das Patenrecht kaufen an einem kleinen Wesen, welches so unvorsichtig war, im Weltkrieg zur Welt zu kommen.

Ist das viel Geld?

Was kostet ein Pelz? Was kostet ein Polsterstuhl, ein Teppich? Wieviel Flaschen guten Weines kann man für das Geld haben?

Für eine Handvoll kann man einem kleinen, hilflosen Wesen vielleicht millionenmal Millionen Augenblicke voller Wonne und Leid erkaufen, Millionen Augenblicke voller Hoffnungen, Träume und Enttäuschungen, Augenblicke voll der höchsten Lust der Seligkeit, voll der bittersten Qual des Elends. Für vierundzwanzig Kronen. . . . Auf der einen Seite ein winzig kleines, blumenloses Grab, in dem kleine, feine Glieder schnell zu Staub verfallen — auf der anderen Seite ein lebendes, liebeheischendes kleines Wesen, das mit jedem Tag, ja mit jeder Stunde eine der zahllosen Wunderblumen des Kinderdaseins entfaltet, deren Wurzeln Nahrung aus der holden Erde des Märchens saugen, deren Stempel bis in den Himmel hineinreichen.

Und dies alles für vierundzwanzig Kronen.

Das Kostbarste, was Menschen sonst kaufen können, sind nicht mehr Perlen und Edelsteine, sondern das seltene Radium. Wieviel Radium kann man für vierundzwanzig Kronen bekommen? Sollte ein kleines Menschenkind nicht sein eigenes Gewicht in Radium wert sein? Doch wohl mindestens, nicht wahr?

Im übrigen ist es eine gute Spekulation, sein Geld in so ein kleines Würmchen zu stecken. Es gibt wunderbare

Zinsen. Niemand sollte glauben, daß von einem so geringen Kapital solche Renten fließen könnten. Denn was sind hundert Prozent — und das nennt man doch schwindelnde Zinsen — gegen den sanften, bescheidenen Frieden des Gemüts, wenn das Gewissen, sei es auch nur für eine kleine Weile, Ruhe hat, Gleichgewicht findet und nicht von der Schande unterlassener Liebeswerke beschwert wird.

*

Gleich, als ich von der Kriegspatenschaft hörte — einer der blauen Blumen des Krieges — wurde mir ganz warm vor Dankbarkeit. Ich begriff ja, daß es sich hier nicht um Worte und leere Versprechungen handelte, sondern daß die Handlung dem Versprechen folgte wie der Pflug dem pflügenden Pferde. Ich beschloß, den Verein zur Bewahrung kleiner Leben mit eigenen Augen in Tätigkeit zu sehen. Gelesen hatte ich davon, aber das ist nur, als wenn man eine Fabrik von außen sieht. Man muß sie inwendig sehen, wenn alle Maschinen in Betrieb sind, wenn die tausend Räder — jedes seinen kleinen Weg — dem gemeinsamen Ziele entgegenrollen.

Aber die Zeit verrann mir unter den Fingern. Vielerlei Dinge riefen: Komm und sieh! Wir sind es wert! — Ich gehorchte willig jedem Ruf — und erreichte doch so wenig. Nicht wenig an sich, aber wenig im Verhältnis zu dem mächtig Vielen, das zu sehen war.

Die Kriegspatenschaft war ein Kinderbankhaus, massiv gebaut, feuer- und diebessicher, die würde schon bestehen bleiben. Sie hätte die Mittel, zu warten.

Endlich gelangte ich dahin. Nur eine Stunde. Eine einzige Stunde. Aber eine von den Stunden, die zählen und — älter machen. Vielleicht, wenn ich ganz und unbedingt ehrlich sein will, möchte ich wünschen, diese Stunde aus meiner Erinnerung auslöschen, sie ungelebt machen zu können. Als Kind lernte ich in der Vaterlandsgeschichte eine Sage oder eine Wahrheit — von einem gefangenen König, in dessen Rücken der Feind das Bild eines Adlers hineinschnitt und dann die Wunde mit Salz ausfüllte. Diese Sage hat mich

jahrelang verfolgt. Die blutige Wunde der Sage mit ihrem salz-schmerzenden Zusammenschrumpfen wollte niemals heilen. Kein barmherziges Vergessen wusch sie und legte weiches Linnen darüber.

Jene eine Stunde, die ich in der Kinderklinik der Kriegspatenschaft in der Lazarettgasse verlebt habe, steht vor mir wie so eine blutige, nie heilende Wunde. Und dann war das, was ich sah, ja nichts im Verhältnis zu dem, was die Ärzte und Krankenpflegerinnen der Kriegspatenschaft jede Woche zu sehen bekommen.

Die meisten Mütter beten, daß es ihnen gelingen möge, ihre jungen Töchter gegen alle Grausamkeit des Lebens zu schirmen. Sie wollen sie am liebsten vor jedem ins Herz schneidenden Anblick bewahren, wollen sie in Unwissenheit halten über die Wirklichkeiten, die von den Worten „Sünde“ und „Gefahr“ gedeckt werden.

Wäre ich Mutter, ich würde sicher versuchen, einen hohen Zaun um den Garten zu ziehen, in dem meine Töchter sich aus dem Kind zur Frau entwickeln sollten. Ich würde aber wissen, daß ich damit eine schreckliche Ungerechtigkeit gegen alle die beginge, die vom Schicksal gezwungen werden, nackt und ohne Waffen der Wirklichkeit entgegenzugehen, sich selbst zu helfen oder zu Grunde zu gehen. Solche Gedanken klemmten mir die Kehle zu, als ich durch Gänge geführt wurde, in denen Frauen der Armut mit einem Kinderbündel im Arm Spalier bildeten, und als ich durch das Wartezimmer ging, wo Mütter zu Hunderten, ihre Kleinen hin- und herschaukelnd, darauf warteten, zu dem Arzt — ihrem höchsten Gericht — hinein zu kommen.

Wer hat nicht nach einem Regen auf einem belebten Wege die nackten schwarzen Waldschnecken auf der Wanderrung gesehen? Ein Wagen, ein unachtsamer Fuß, ein Pferdehuf, die Zwinge eines Stockes — und ein Zerquetschen ist unvermeidlich. Wer hat nicht Reue gefühlt im Geiste aller dieser Unbarmherzigen und gewünscht, eine jede der langsam kriechenden Schnecken in die grüne Sicherheit des Wegrandes bringen zu dürfen? Wer aber würde mit dieser Aufgabe fertig werden?

Und doch, gerade hier wird diese Aufgabe gelöst. Gerade hier.

O, diese eingeschüchterten, armen Frauen! O, dieser bebende Ausdruck um Augen und Mund. O, diese mageren, abgearbeiteten Hände, die gern vorsichtig anfassen möchten und es nicht verstehen!

Einer der größten und tiefstgrabenden Dichter Dänemarks, ja der ganzen Welt: Hermann Bang, schildert in „Das graue Haus“ ein armes, verkrüppeltes Wesen von Frau, die durch eine der grauenvollen Launen der Natur ins Unglück gerät und ein Kind zur Welt bringt. Ich hatte bisher geglaubt, daß diese Frau in dem Gehirn des Dichters empfangen und geboren sei, aber hier sah ich sie leibhaftig vor mir. Ich hörte sie mit rauher, gebrochener, pfeifender Stimme dem kleinen winselnden Bündel, das sie in den Armen trug, etwas vorsingen und es in Schlaf lullen. Und als das Kind fortfuhr, zu wimmern, fing sie an, weinend, mit entsetzlich grotesken Tanzschritten umherzuspringen. Es war wohl die Verzweiflung und die Schlaflosigkeit der letzten Nächte, die ihr jetzt diesen Versuch eingaben.

Bleich und naßkalt lag das Kind da. Die Adern zeichneten sich wie blaue Tintenstriche auf der sonderbar hohen Stirn ab.

Der Arzt ließ sie, sobald er einen Blick auf das Kind geworfen hatte, in ein Zimmer für sich führen. Er schüttelte den Kopf und ließ die Hand leicht über die Zusammenfügungen des Gehirns gleiten. Die Frau faßte sein Kopfschütteln als Todesurteil auf und stieß einen lauten, wilden Schrei aus. Er aber beschwichtigte sie: Freilich war da Hoffnung. Das Kind konnte sich erholen, wenn sie nur . . . aber sie hörte gar nicht mehr zu. Ihr armes verkrüppeltes Gehirn faßte nur ein Ding auf einmal: vorher Entsetzen, jetzt Jubel. Sie hörte nicht auf die Vorwürfe des Arztes, daß sie über drei Wochen die einzige Pflicht, die sie auf sich genommen, versäumt habe, zu ihm zu kommen und das Kind untersuchen und wägen zu lassen.

Sie begriff nicht, was der Arzt von der Ansteckung und der Krankheit des Kindes sagte, und daß es sofort in eine

Klinik gebracht werden müsse. Sie lallte vor Freude. Sie wollte ihm die Hand küssen.

Diese Frau war — Mutter. Ihr Kind ein Kriegspatenkind.

Eine andere Frau hatte die vierundzwanzig Kronen bezahlt, um es am Leben zu erhalten.

Als sie fort war, fragte ich den Arzt, ob er wirklich glaubte, daß Hoffnung sei. — Das Kind wäre etwas Außergewöhnliches, war seine Antwort, niemand könne augenblicklich sagen, ob die einzige Leibesfrucht des Krüppels sich zu einem Idioten oder einem Genie entwickeln würde.

Eine Mutter nach der anderen kam herein, wickelte ihr Kleines aus Lumpen und Schals heraus und reichte das kleine, oft grau-bleiche, oft schmutzige Kind der Krankenpflegerin, die es wog, maß und die Zahlen aufschrieb.

Von dort zum Arzt, der das Kind mit der Erfahrung des Anatomen von Kopf und Brust bis zu den weichen Knöcheln untersuchte. Dann mußte die Mutter das Kleid öffnen und ihre Brust zeigen, und ich — mußte die Hand vor die Augen halten, so schmerzlich war der Anblick.

So hart der Arzt mit den Müttern sprechen konnte, die das Vertrauen mißbrauchten und unterließen, das Kind reinlich zu halten, die vergessen hatten, ihm die richtige Milchmischung zu geben oder es an einer kranken Mutterbrust hungern ließen, aus der eine wässrige Flüssigkeit floß, die den Gedanken an trübe Tränen erweckte — so sanft und liebevoll glitt die große Hand über die kleinen hellen Körper.

Es war ein deutlicher Unterschied zwischen den Frauen, die zum ersten Male kamen, und denen, die seit Monaten jede Woche oder doch alle vierzehn Tage kamen, um ihr Kind zu zeigen. Noch größer aber war der Unterschied zwischen den Kindern.

Eine Reihe von Müttern drängte sich förmlich vor, um sich so schnell wie möglich über das Lob zu freuen, das, wie sie wußten, ihnen zukam. Da waren wahre Prämienkinder, rundlich und weiß wie Nußwürmer, herrlich mit Armen und Beinen fechtend, lustig aus den klaren Augen guckend, bis in das Seidenhaar hinein mit Seife gewaschen. Da waren

Mütter, die trotz der Armseligkeit ihrer Kleidung ihr Äußerstes getan hatten, um nett auszusehen, und diese Mütter hatten durch die Kinder Freundschaft geschlossen. Auf stolzer Mütter Weise besprachen sie die erstaunlichen Fortschritte der Kinder in Bezug auf Gewicht und Fortschritt. Sie tauschten Ratschläge aus, verglichen ihre Kleinen, befühlten die kleinen Körper, lobten die anderen und — lobten sich selbst.

*

Es handelt sich um das erste Jahr. Die Kriegspatin zahlt. Für dieses Geld wird der Mutter über die Entbindung hinweggeholfen. Sie erhält ärztliche Hilfe und Heilmittel, kann sich nährenden Kost für sich selbst kaufen, so daß sie dem Kinde wieder die ihm zukommende, einzig natürliche Nahrung zu geben vermag.

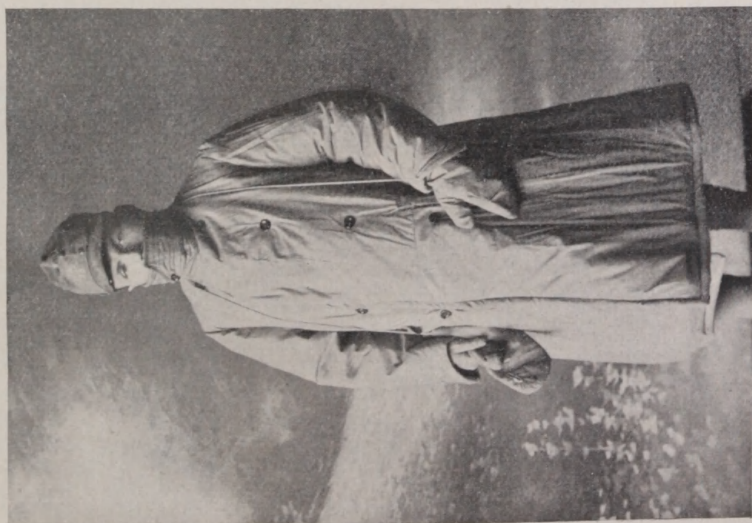
Man hat durch eindringliches Bitten und Verlangen es so weit gebracht, daß 85 Prozent dieser Mütter — von denen kaum zehn es ohne die Hilfe der Kriegspatenschaft gekonnt hätten — ihre Kinder jetzt selbst nähren.

Der Sterblichkeitsprozentsatz unter den Kindern ist denn auch fast auf Null gesunken. 8000 kleine Seelen sind einem vorzeitigen Tode abgekauft. 8000 kleine Menschenkinder haben das bekommen, wonach Reich und Arm sich mit demselben Verlangen sehnen: Eine Lebenschance.

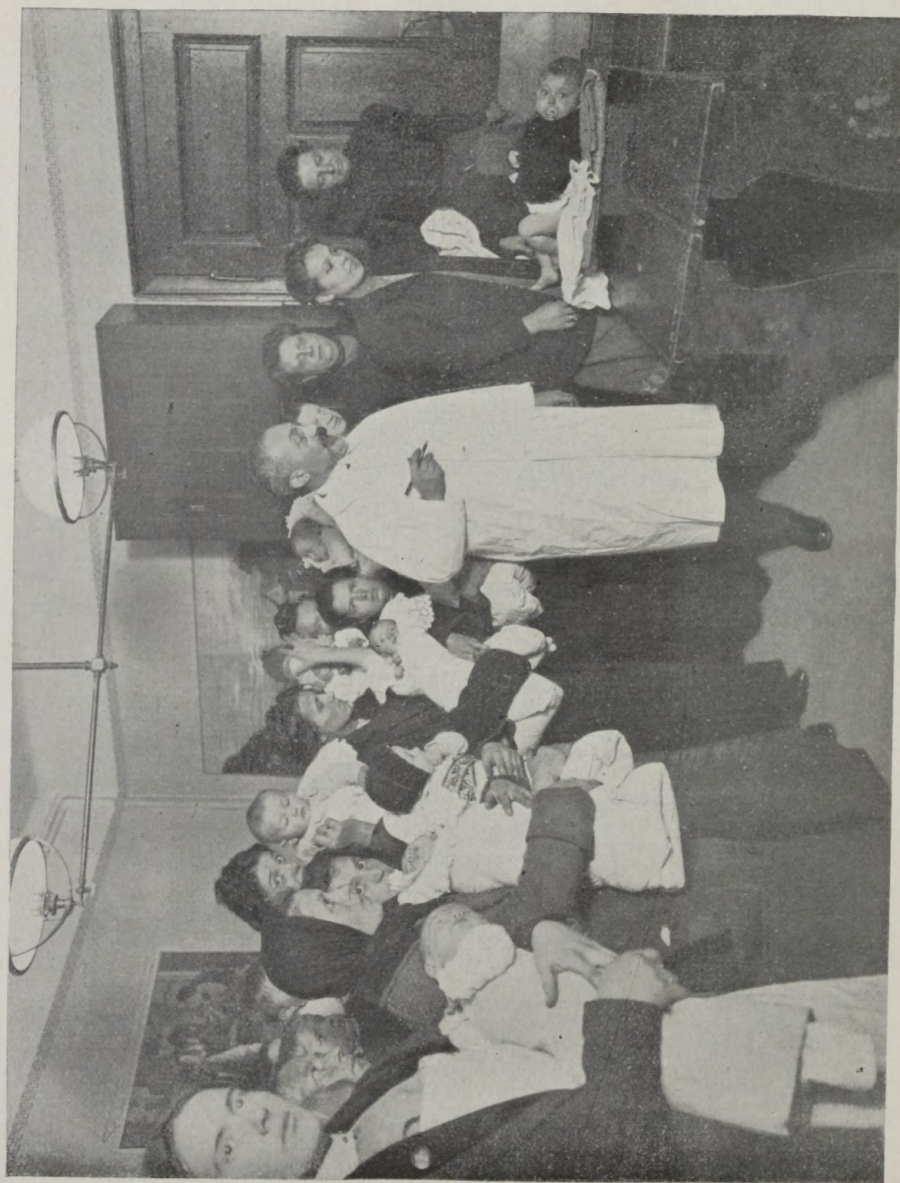
Aber noch immer gibt es Mütter, die vergebens um die Lösesumme bitten, die erforderlich ist, und man muß sie gesenkten Hauptes von dannen gehen lassen. Man hat die Mittel nicht, um allen zu helfen.

Dann habe ich mir erzählen lassen, daß es andere Frauen gibt, Mütter und Gattinnen, die verloren haben, was ihrer Ansicht nach das einzige für sie hier im Leben war. Draußen auf der Walstatt haben sie es verloren. Wochenlang haben sie stumm dagesessen, wollten nichts hören von dem Leben, das trotz ihres Kummers seinen Gang ging.

Irgend einmal werden sie von dem Zufall gezwungen, von der Kriegspatenschaft zu hören. Sie gehen hin und kaufen sich das Gevatterrecht über ein Kind. Unbewußt fangen die Gedanken an, um dies ihnen unbekannte Wesen zu kreisen.



Mäntel



Wochenschau

Sie erfragen seinen Namen. Sie wünschen es zu sehen. In den Augen des Kindes lesen sie das Hohelied von der Fortsetzung des Lebens, und ehe sie es nur wissen, ist dies kleine Wesen der leuchtende Mittelpunkt ihres armen Daseins geworden.

... Es ist Sonnabend Nachmittag. Die Mütter kommen in die Patenschaftsklinik in der Lazarettgasse, um ihre Kinder vorzuzeigen. Wer will, kann da hingehen. Am besten tut er, das Patengeld gleich mitzubringen.



Wiener Kinder aufs Land!

Wie matt sind die Künste des Fakirs im Vergleich zu der Zauberei, die eine glückliche Zusammenstellung von Worten ausübt!

„Wiener Kinder aufs Land!“ Vier schlichte, abgebrauchte Worte, weder Bitte noch Befehl, und durch das ganze Land geht eine Welle von Begeisterung, Mitgefühl, Vorfreude.

Wieder ist es eine Frau, die das „Sesam öffne dich“ ausgesprochen hat, welches alle Herzen und alle Beutel zwingt, sich aufzutun. Mit herrlicher Geschwindigkeit rollen die silbernen Kugeln in den Schoß des Komitees, das aus guten und mächtigen Männern und Frauen besteht. Etwa eine halbe Million in weniger als sechs Wochen. Ein guter Anfang.

Auf der Sammeliste steht als Zweiter der alte Kaiser, als Erster der liebe Gott. Er schenkt Sonne, Bergluft, Tannenzwälder, weite Ebenen und rauschende Flüsse. Wenn man sich recht bedenkt — gar nicht wenig im Vergleich zu den Wuchermieten, die sonst arme Leute für jeden Fußbreit Wohnraum entrichten müssen.

Der Skeptiker — er hat in Wien seinen ständigen Wohnsitz — kam herbei: „Ganz nette Idee, leider unausführbar. Wo nimmt man für Tausende von Kindern Geld, Raum, Essen, Kleider, Aufsicht und noch dazu mitten im Krieg?“ Die weltfromme Anregerin und ihre Helfer aber antworteten: „Hinter uns stehen höhere Mächte: eigene Seelenkraft und Vertrauen in das menschliche Wohlwollen der anderen.“

Aus Elendsgassen, aus luft- und lichtlosen Stuben in himmelhohen Mietskasernen, aus dem Staub der Straße kommen die Kleinen wie lichtscheue Motten herbeigeströmt, ohne zu begreifen, was sie erwartet. Berg, Meer, Dorf, Wiese,

diese leeren Worte aus dem Lesebuch, sollen nun einen Inhalt bekommen. Sie können das nicht begreifen. Sie zeigen keine Freude. Aber selbst wenn sie verstünden, könnten sie keine Freude zeigen. Sie sind ja alle kleine Kriegsbeschädigte. Ihre warmen Herzen sind eingefroren, ihre reinen Seelen gift-erfüllt. So bezahlen diese Unschuldigen eine Kriegssteuer, die durch keine Kriegsentschädigung vergütet werden kann.

Es kann nicht anders sein und wir wissen es. Hier liegt der größte Fluch des Krieges.

Kein Wunder, daß Jugenderzieher, die vorher im Glauben an ihren Beruf lebten, im Kriege weiße Haare bekommen haben. Nie hat die Welt so viel Kinderverbrechen gesehen.

Bei der vorjährigen Weihnachtsfeier eines Wiener Kinderhorts waren die ganz Kleinen selig wie Engel auf der grünen Himmelswiese. Die großen Mädchen aber starrten mit alten, leeren Augen in das Licht des Weihnachtsbaumes und empfingen ihre Weihnachtsgaben ohne den Schatten einer Freude. Was für schaurige Erinnerungen haben sich in diese weichen Kinderhirne eingegraben! „Euch, Kindern“ — so dachte ich damals — „können Menschen nichts bieten, euch kann nur die Natur helfen.“

Das war im Winter. Im Frühling flatterte die fröhliche Botschaft über die Stadt: Wiener Kinder aufs Land! Jetzt im Herbst sehe ich doch manchmal wieder Kinder, die lächeln können.

Nach Ost und West wurden die Kinder versendet: einzeln zu Besuch zu Bauern, Pfarrern, Gutsherrn, in Siedelungen mit ihren Lehrern in unbewohnte Schlösser, Mühlen, Pächterhäuser, Fabriken, Schutzhütten.

Bevor die Kinder da waren, sträubte sich der Bauer aus Leibeskräften gegen die Einquartierung: „Pfui, die Wiener Bagage soll mir nicht über die Schwelle!“ Jetzt, nach der Rückkehr der Kinder in die Wienerstadt, haben er und seine Frau merkwürdig oft in der Stadt zu tun. Und jedesmal bringen sie etwas Gutes mit für ihre liebe „Wiener Bagage“.

Vorsichtige Leute hatten im Frühling geschrieben: „Bitte um Erlaubnis, daß ich mein Ferienkind umtauschen darf, falls

es nicht passen sollte.“ Aber tatsächlich umgetauscht wurde nur eines. Und das kam so. Vom kleinen Moriz kommt eine schmutzige, tränenbenetzte Postkarte: „Liebste Mutter, hier ist es wunderschön, aber mein Bauer will mich nicht behalten, weil, daß ich ein Jud bin. Er sagt, er kann nicht. Hol mich ab, liebe Mutter.“ Weinend bringt die Mutter diese Nachricht in das Bureau. Schnell entschlossen, drückt man ihr dort eine Fahrkarte in die Hand, und getröstet fährt sie zu ihrem Kinde. Zwei Tage später. Ein reisebestaubtes Paar. Der kleine Moriz hat beide Arme voll Spielzeug, seine Mutter hat unter einem Arm ein Huhn, unter dem andern ein Körbchen voll von Eiern. „Was, in aller Welt.“ . . . Eh man die Frage vollendet, erzählen sie schon beide, indem sie sich gegenseitig das Wort aus dem Munde nehmen: „Bitte, der Herr Lehrer, der Herr Bauer und sein Hund haben Moriz auf die Bahn gebracht. Die Bäuerin hat zum Abschied geweint.“ Und so viel gute Sachen hat Moriz noch nie zum Essen bekommen. Und der Herr Pfarrer hat ihm ein Stammbuch geschenkt und hat einen Spruch hereingeschrieben. Und der Herr Lehrer hat gesagt: schreib mir mal, lieber Moriz. „Lieber Moriz“, hat er gesagt, „und hat der Mutter die Hand gereicht. Und alle haben die Aktion grüßen lassen. Und alles, was wir hier haben, hat man uns geschenkt.“ „Ja, aber warum haben sie dich weggeschickt“, fragte man. „Ja, die Bäuerin hat gesagt, sie kann es vor dem lieben Gott nicht verantworten, wenn ich Schweinefleisch esse, weil ich doch ein Jud bin. Aber sie haben mich sehr lieb gehabt und es hat ihnen furchtbar leid getan, daß ich ein Jud bin.“ So kam Moriz ins Schloß, wo es Rindfleisch gab. Er blieb das einzige Umtauschkind. Alle anderen waren den Leuten so recht, daß sie sie schon für nächsten Sommer eingeladen haben. Jedenfalls sieht man den kleinen Gästen mit steigendem Mut entgegen, denn die Bestellungen für nächsten Sommer gehen aus einer anderen Tonart: „der Bub, den ich bekomme, darf ein rechter Lausbub sein“. Die Aktion ist nicht in Verlegenheit um die verlangte Persönlichkeit.

Dieser Sommer hat wieder einmal erwiesen, was Kinderfreunde längst wußten, daß ein sattes Kind in Natur und

Freiheit nie böseartig oder auch nur lästig ist. Im Gegenteil. Sein dankbares Herz möchte alle eigene Freude Menschen, Tieren, Pflanzen, Bergen, Wasser und Sonne mit einer Guttat vergelten.

Die Sonne, deren Kräfte die Wissenschaft noch nicht ganz erforscht hat, übt eine wahrhaft magische Wirkung auf diese kleinen Geschöpfe, die im Dunkel erwachsen sind. Sie saugen sie mit allen Poren ein, mit jedem Kopfhaar, mit jedem Nerv.

Tage und Wochen tummeln sie sich barhaupt und barfuß, wenig bekleidet, daß Sonne und Wind an sie heran können. Die Freude am Zusammenhang mit der Mutter Erde dringt durch ihre Fußsohlen (nicht umsonst haben diese ein vierfaches Nervenetz) bis in ihr Herz. Welche Heilkraft strömt nicht aus vom tauigen Rasen, vom salzigen Meeresand, vom sonnigen Bergespfad!

Niemand fühlt sich durch sie gestört. Ihr Lachen, ihr Schwatzen, klingt wie die Begleitung zum Zwitschern und Singen der Vögel.

In diesem Sommer, in Hast und Eile, entschied der Zufall, wohin die Kinder kamen. In künftigen Jahren, wenn der Landaufenthalt für jedes Kind obligatorisch sein wird, wie Schulbesuch, wie Impfung, wird man erst die rechte Anordnung treffen können.

Wer lungenkrank ist, wird an die südliche See gebracht werden, wer ein Augenleiden hat, in eine staubfreie Gegend, herzleidende Kinder in die Tannenwälder, kräftige Knaben ziehen in die Alpenschutzhütte, tüchtige Mädels in eine ordentliche Landwirtschaft.

Natürlich wird es alljährlich viel Geld kosten, wenn man erst einmal alle Kinder der Städte aufs Land schickt. Aber es wird doch nicht so viel sein, als ein Tag Krieg verschlingt. Und es gibt viele, die dieses Geld zu zahlen verpflichtet und willig sind: der Staat, die Stadt, die Eltern, die Öffentlichkeit. Jeder fühlt, daß er hier für sein Geld die höchsten Zinsen herauschlagen kann: Glück und Gesundheit für die Menschheit, ein gutes Gewissen für sich selbst. Der Staat

aber erteilt nur einen Vorschuß. Das hier verausgabte Geld erspart er dann an Krankenhäusern, Besserungsanstalten und Gefängnissen.

Ich sage: viel Geld. Ebenso gut könnte ich sagen: unglaublich wenig Geld. Jeder konnte in diesem Kriegssommer schon einem Kinde um 60 österreichische Kronen schöne Ferien kaufen. Was ist noch so billig? Was Kinder wirklich freut, kostet nämlich kein Geld: Natur, Freiheit und Kameraden.

Auch an Raum wird es nie fehlen. Man braucht ja nur jene Baracken bestehen zu lassen, die in besonders guter und schöner Lage errichtet wurden. Ich denke dabei z. B. an das herrliche Flüchtlingslager zu Steinklamm, wo ich so viel glückliche Kinder gesehen habe.

Über die Ernährung der Kinder haben sich die Menschen, die sie aufs Land schickten, den Kopf nicht zerbrochen. Ihre Lieblingsspeisen sind ja auch nicht sehr kostbar und nicht sehr selten: man kann sich weder in Kartoffeln noch in Powidlbucheln arm essen. Obst und Butterbrot sind in Friedenszeiten auch erschwinglich und wenn sie kaltes Wasser dazu haben, tauschen sie mit keinem englischen Klubmitglied. Denn sie machen sich weder aus Natives noch aus Hummer etwas. Wir haben übrigens als Kinder sogar Fleisch nur im Hinblick auf die lockende Mehlspeise unter Drohungen verzehrt und um dem zu entgehen, behauptet, wir bekommen vom Rindfleisch rote Nasen. Leichtverdaulich braucht nichts zu sein. Die zärtliche Atmosphäre hat eine beschleunigende Wirkung auf ihren Stoffwechsel. Frohe Kinder haben einen frohen Magen.

Ein feines kleines Mädchen, reicher Leute Kind, klagte vor dem Krieg: „Ach, es ist gräßlich. Wir gehen im Sommer ins Grand Hotel nach San Martino di Castrozza. Wir zahlen dort für mich dreißig Kronen täglich und ich kann und kann mir das Geld nicht herausamüsieren!“ Dann im Krieg machte die Schule ein Ferienheim für alle Kinder, reiche und arme. Die armen gingen umsonst als Gäste mit, die reichen, die mit wollten, durften reichlich bezahlen. Die meisten zahlten für sich und eine Kollegin, manche für mehrere; die

kleine Märtyrerin von San Martino konnte sich ein ganzes Gefolge leisten: die halbe Klasse nahm sie als Gäste mit. Und die Eltern sparten die dreißig Kronen täglich für die Erzieherin, die langweilige, arrogante „Miß“. Daß sie sie nicht sehen mußten, war eine Extrazulage.

„Was aber“, fragte man die Begründerin dieser Sommerfreude, es ist die gleiche Frau, die auch die Aktion für die Wiener Kinder angeregt hat, „was gedenken Sie diesen Kindern für ihre materielle Mehrleistung Besonderes zu bieten?“ Sie antwortete mit tiefem Ernst: „Wissen Sie, die Kinder machen doch alle Hausarbeit im Ferienheim selbst. Jedes putzt auch ein Paar Schuhe. Wenn man wüßte, wer reich ist, dann dürfte der zwei Paar Schuhe putzen. Aber man kann das nicht wissen, denn alle Kinder haben die gleichen Dirndlkleider an.“ Zwei Monate trugen sie alle diese lieben, einfachen Kleider. Jeder Standesunterschied war aufgehoben. Erst beim Einsteigen in den Zug, der sie heimwärts brachte, wurde er durch die Stadtkleider wieder offenbar.

Diesen Unterschied für zwei Monate im Jahr wenigstens für alle Kinder aufzuheben, ist dringend notwendig und ließe sich, glaube ich, sehr einfach durchführen: jedes Kind bekommt zu Ferienanfang sein Sommerfreudengewand: Knaben und Mädchen, große und kleine, die gleiche Hemdhose, den gleichen Matrosenanzug. Aus dem gleichen, heiteren und waschechten Baumwollstoff gibt es diese Kleider in vier Größen. Auch während der Ferien kann man zu einer höheren Nummer aufsteigen. Ein Paar Sandalen, ein Rucksack und eine Regenpelerine ergänzen die Aussteuer. Angefertigt und ausgebessert werden diese Kleider, die den Kindern der ganzen Stadt gemeinsam gehören, in den Handarbeitsstunden aller Schulen. Den Stoff spendet das Unterrichtsministerium. Ein flotter Schnitt, ein flotter Name und das Kleid ist gemacht, wird vielleicht das ganze Jahr getragen werden und vielleicht sogar von reichen Kindern, die sonst, die Ärmsten, häufig als Äffchen verkleidet gehen müssen.

Es wäre nicht das erste Mal, daß die reichen Kinder sich die Mode durch die Armen diktieren lassen. Man denke nur an den dänischen Matrosen Peter Thompson, dessen „suit“

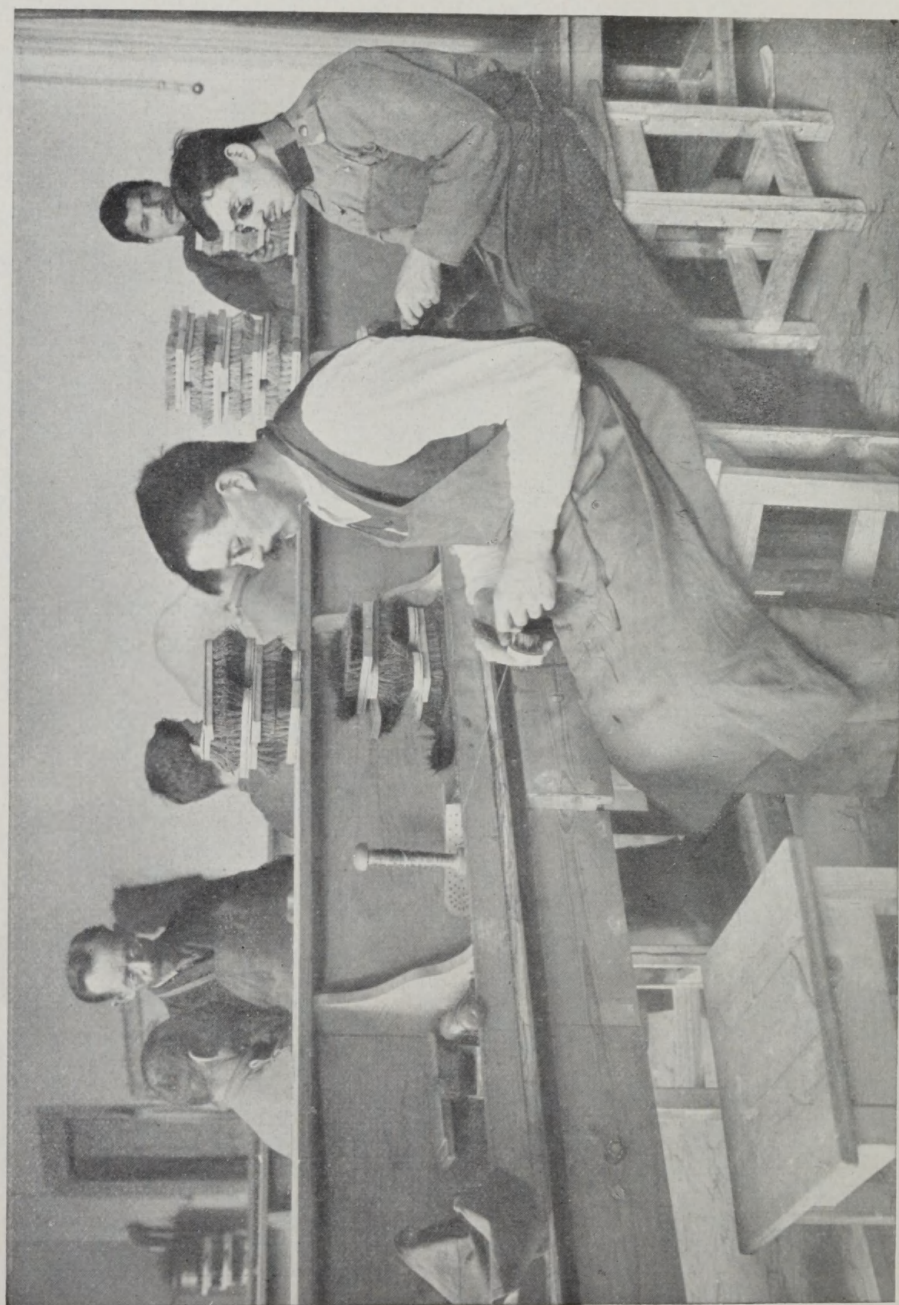
aus dunkelblauem Serge seit zwanzig Jahren sich durch keine Kindermode verdrängen läßt und ihn längst aus dem Besitzer eines armseligen Lädchens in Eastside zum Millionär in Newport gemacht hat.

Im Herbst kehren die Kinder in die Stadt zurück: gesund, munter, größer, schöner und besser. Man denkt, sie wären diejenigen, denen die Aktion die größte Wohltat erwiesen hat. Aber das ist nicht so. Es gibt Faktoren, denen ein größerer Dienst erwiesen ist als ihnen. Da ist der Staat, dem bessere, treuere und zufriedенere Bürger aufwachsen, da sind die Eltern, die Elternferien zum Ausruhen gehabt haben und nun ihre Kinder neu geschenkt bekommen. Sie fassen neuen Mut zum Leben, neues Vertrauen zur Öffentlichkeit, denn wer das Kind an der Hand faßt, faßt der Mutter ans Herz. Bereichert sind auch die Gastgeber der Kinder. Sie waren einmal in wirklich guter Gesellschaft, ihr Essen wurde gewürdigt, ihr Besitz bewundert. Alle guten Geister sind in ihnen erwacht. Auch die Männer und Frauen, die die Aktion gemacht haben, sind überreich belohnt. Sagte mir doch eine Frau: „ich habe in diesem Sommer mit so viel Lungen geatmet, als wir Kinder draußen hatten“. Und der Lehrer erst! Früher war er ein Rad in einer Maschinerie, jetzt als Leiter einer Siedelung ist er der Regent einer Glücksinsel. Die Disziplin, die er im Winter im Schulzimmer mit aller Strenge mühsam aufrecht erhielt, auf der grünen Wiese fällt sie ihm mühelos in den Schoß durch freudige Unterwerfung seiner freien Untertanen. Sie, deren Blick durch Herz und Nieren dringt, verstehen, was es heißt, daß er ihnen freiwillig seine Kraft, sein Wohlwollen und einen Teil seiner Ferienzeit opfert. Sie erwidern, mit dem Köstlichsten, was sie besitzen: sie lassen ihm in ihr innerstes Wesen Einblick nehmen. Er genießt auch ausgezeichneten Unterricht bei ihnen. Sie lehren ihn, Lehrer zu sein.

Sie werden ihm im Winter gute Schüler sein. Denn sie haben nicht nur an Gewicht zugenommen. Sie haben die Welt entdeckt: Natur und Menschen. Sie haben die Sehnsucht gelernt. Sie bringen selbsterlebte Märchen mit, die hinter keiner Robinsonade zurückstehen.



Wiener Kinder aufs Land!



Blinde Bürstenbinder

Über die unheilschwangere Kluft zwischen Stadt und Land, diese Kluft, die kein weiser Staatsakt ausfüllen kann, haben Kinderhände eine starke Brücke geschlagen. Auf dieser Brücke werden sie hoffentlich einst, wenn sie herangewachsen sind und sich aus dem trüben unterirdischen Leben der Großstadt fortsehen, hinüberschreiten in die bessere Lebensluft des flachen Landes und sich mit Liebe und Mühe die Erde untertan machen.



Wiener Kinder und Soldaten.

Es liegt Frühling in der Luft. Oben auf dem herrlich-hohen flachen Dach, um das alte Wiener Kirchen und Schloßtürme stolz die Wacht halten, um das die ferne blauenden Wienerwaldhügel einen Wall bilden, fangen die Gräser schon an zu sprießen, springen die Knospen auf. Die Sonne glüht auf die Donaukiesel des Daches so beharrlich, als hielte sie sie, geblendet durch die eigene Helligkeit, für verlassene Eier von Meervögeln, die um jeden Preis ausgebrütet werden müßten.

Die Kinder schwimmen in der blauen Luft. Ihre weißen, roten und gelben Haarbänder flattern. Ihre Zöpfe tanzen auf den Matrosenkragen. Mit dem Finger an der Nase, mit ernstem Stirnrunzeln, mit nachdenklichen Linien um den süßen Mund, berät man die heutige Soldatenjause.

Es ist nicht die erste, vielmehr wohl die zwanzigste. Aber jedesmal ist es gleich neu und aufregend, gleich maßlos merkwürdig. Denn jedesmal sind andere Gäste, Deutschösterreicher, Ungarn, Deutsche, Polen, Ruthenen, Kroaten, Bulgaren, Türken; und jedesmal andere Wirte: zwei Klassen.

Zwei Wirte für jeden Gast! Ist so was erhört! Heute sind die Allergrößten und die Allerkleinsten die Gastgeber.

Die Vierjährigen bilden einen unförmlichen Klumpen, stecken die Köpfchen zusammen, während sie nach hinten mit den Füßen ausschlagen. Ein Streit um den Vortritt ist ausgebrochen. Wer darf die Stecknadeln tragen, mit denen sich die Herren Krieger ihre Blumen anstecken sollen? Sie sagen „Krieger“, nicht mehr „Soldat“. Ein Mädel aus dem Realgymnasium, das „sehr gut“ in Deutsch hat, hat nämlich heraus-

gefunden, daß Soldat von Sold kommt. Nun klingt ihnen Soldat nicht mehr gut. „Das ist so, als ob sie es um Geld täten,“ meinten die Großen, und die Kleinen sagen „Krieger“.

Die Allergrößten fühlen schon die Last der Verantwortung. In die Spitäler zu gehen und die Krieger artig und lächelnd mit einem Knicks zur Jause einzuladen, das war kinderleicht. Aber für ihre Unterhaltung sorgen, Zigaretten finden, Milch zur Jause verschaffen, ist eine andere Sache.

In Friedenszeiten kommt die Jause von selbst auf den Tisch spaziert. Jetzt gibt es wenig Milch, und der weiße Kaffee ist in den Kaffeehäusern verboten zwischen zwei und sieben. Die Soldaten bekommen alle Tage schwarzen Kaffee literweise, das kann man ihnen bei festlicher Gelegenheit so wenig anbieten, wie Tee und Limonade. Bier kann man natürlich nicht geben, weil erstens die ganze Schule dem Alkohol ewige Feindschaft geschworen hat, zweitens weil Bier so abscheulich riecht.

Glücklicherweise hat der Kaiser bestimmt, daß jedes Kind täglich einen halben Liter Milch bekommt. Daraus ergibt sich die Lösung: man opfert seine eigene Jausenmilch.

Auch Zigaretten sind schwer zu haben. Aber wenn sich siebenhundert Kinder zusammenrotten, bitten, betteln, flehen, schmeicheln und streicheln, kann auf die Dauer kein Großvater, kein Onkel und kein Freund widerstehen. Was Wunder, wenn das Sekretariat der Schule aussieht wie eine Trafik in Friedenszeiten.

Im Turnsaal wird gedeckt. Bei jedem Gedeck ein liebevoller Frühlingsstrauß; nirgends gibt es so verschiedenartige Frühlingsblumen wie in Wien, und nirgends versteht man sie so reizvoll zusammenzubinden. Sie bilden Reim und Rhythmus. Jedes Sträußchen ein Liebes- und Dankgedicht der Kinder an den Schützer der Landesgrenzen. Hunderte lustiger bunter Wimpel beleben den Raum. Die Turngarderobe hat sich in das eßbare Haus aus „Hänsel und Gretel“ verwandelt. Ursprünglich sollte jedes Kind nur seine eigene Jause mitbringen, aber das war nicht zu machen. Sie schleppen so viel Lebensmittel herbei, daß selbst der hungrigste Soldat platzen müßte wie eine Granate, sollte er seinen Teil selbst aufessen.

Der Unterricht in der Schule geht trotz des allwöchentlich wiederkehrenden Festes seinen gewohnten Gang. Also gilt es, die Kameraden nicht zu stören. Eine schwierige Sache. Hier wird geprüft, dort wird geprobt. Kann man die Kameruner Wachtparade lautlos üben? Kann man geräuschlos den holländischen Holzschuhtanz einlernen?

Durch die endlosen Korridore wird nur so geflogen. Auf den Zehen. Die Zungenspitze wird ausgesteckt. Rote Beine. Weiße Beine. Klirrende Sporen. Silbergeschmückte Niederleibchen. Rauschende Röckchen. Das Empfangskomitee ist in Weiß, das Vergnügungskomitee in ungarischer Bauerntracht, weil heute ungarischer Tag ist.

Das Empfangskomitee wartet im Stiegenhaus an den Aufzügen, die reich mit Fähnchen geschmückt sind. Auf die Sprachkenntnisse kommt es hier an. Die kleine Schwechaterin ist gut zu brauchen. Ihr treuherziges Schwäbisch dringt den deutschen Kriegern tief ins Gemüt. Aber am geschätztesten sind in diesem Komitee die, die ein paar Worte ruthenisch, bulgarisch oder gar türkisch können.

Aus dem Aufzug steigen „blessierte“ Krieger, ein wenig befangen auf den Kameraden oder die Krücke gestützt. Sie werden mit würdiger Freundlichkeit begrüßt. Man muß sich erst miteinander auskennen. Die intime Freundschaft wird nicht sofort geschlossen, aber bald.

Die Gäste werden zuerst aufs Dach geleitet. Sie machen große Augen. Sie hatten nicht geahnt, daß es solche Dächer gibt. Man kann ja beinahe mit der bloßen Hand die Kirchtürme anfassen. Wie flott die dastehen! Selbstbewußt wie Tulpen, und wie große Schmetterlinge fliegen die lächelnden und lachenden Kinder herum, mit hellen Augen und seidenen Haaren bis zum Knie. Herrgott, dieser Wirbel von braunen, schwarzen und goldenen Haaren!

Die Soldaten sind den Höllenlärm des Krieges gewohnt. Sie haben die sanften, guten Stimmen der Krankenschwestern gehört. Aber dieses glockenreine Lachen, dieses Waldtaubengurren, diese herzeinschmeichelnden Töne sind zu überwältigend. Mancher Tapfere, der im Paradeschritt in den

Kugelregen ging, muß sich hier abkehren, um zu verbergen, was in ihm vorgeht.

Es werden Zigaretten und Zuckerln gereicht, und sofort steigen feine Rauchwölkchen über die alten Dächer. Es ist so wohlig warm, daß sogar die Krücken zu schmunzeln beginnen.

Und nun geht es in den Festsaal. Durch die weißgelben Seidenvorhänge scheint die Sonne auf die seidenblanke Wandtäfelung und die großen Meisterbilder. Die Bühne ist hinter einem grünen Samtvorhang verborgen.

Den Soldaten wird zum Sitzen verholfen. Die allerwinzigsten und allerdümmsten Buben und Mädels keilen sich in die Reihen hinein und unterhalten ihre großen und neuen Freunde. Sie stellen Fragen, sie erzählen ungefragt. Sie schmeicheln ihre warmen kleinen Finger in die harte Soldatenfaust hinein. Hier streichelt eines ahnungslos eine Prothesenhand im großen Handschuh, dort lehnt sich ein feingliedriger Kinderkörper gegen ein Kunstbein. Große erstaunte Kinderaugen blicken in ein durch Bandagen und Narben entstelltes Menschenantlitz — ohne Schrecken.

Von diesen Kindern geht eine Zuversicht aus, die sich mit bezaubernder Kraft allen mitteilt.

Alle diese Kinder hassen den Krieg. Sie sind reinen Herzens. Sie hassen weder die Russen noch die Engländer. Sie hassen nur den Krieg. Sie stellen sich ihn, als ein tausendköpfiges, blutdürstendes Ungeheuer vor, das droht, mit seinem schweren Tritt ihre blühende Stadt zu zertrampeln. Sie hassen den Krieg.

Und weil sie den Krieg hassen, lieben sie alle diese Soldaten, die dem Kaiser zuliebe und zum Schutze der Kinder es gewagt haben, mit diesem Ungeheuer anzubinden.

Das Fest beginnt.

Fest stehen die Mauern des Hauses. Sonst müßten sie fallen, während das österreichische Kaiserlied und die deutsche Wacht am Rhein erklingen. Zärtlich und leicht schwingen sich die hellen Kinderstimmen empor über die festen, beruhigenden Töne aus rauhen Männerkehlen.

Jetzt springt ein feuriges kleines Mädel auf die Stufen zur Bühne. Sie hält eine ungarische Ansprache an ihre Landsleute. Wie Pußtawind klingt es und wie das Rauschen einer Fahne. Und immer wieder kommt ein Wort wie ein Jubelruf: Magyar! Magyar! Magyar!

Der grüne Vorhang hebt sich. Haydns Kindersymphonie. Bei diesem lieben Scherz bleibt niemand ernst. Nur die jungen Künstler selbst. Sie handhaben ihre Ratsche, Kuckucks- und Nachtigallpfeife mit dem gleichen Ernst und der gleichen Hingabe, mit der etwa Casals Cello spielt.

Eine achtjährige Elfe in Menschengestalt hebt mit zwei Fingerchen ihr ohnehin überaus kurzes Kleidchen und sagt ein Begrüßungsgedicht: „Einen Herzensdank nimm von uns.“ Wie echt das klingt.

Csárdás. Selbst den Invaliden zuckt es in allen Gliedern. Das ist Ungarn selbst. Das rote Blut. Csárdás kann man nicht lernen. Man ist Magyar und man tanzt Csárdás. In diesem Augenblick gewaltsamer Lust werden die Türen aufgerissen. Ein Duft, verlockender als Rosenduft, dringt herein und meldet: Die Jause ist da. Anmutig führen die jungen Wirtinnen, mit weißen Schürzchen sauber angetan, ihre Gäste zu Tisch. Mädchen und Knaben mit blumenbekränzten Köpfen bedienen. Jedes setzt seinen ganzen Ehrgeiz darein, daß jeder Krieger von seiner Platte koste. Und die Krieger . . . Vielleicht haben sie in kluger Voraussicht das Spitalsmittagessen gestrichen und den Gürtel gelockert. Sie können jedenfalls der süßen Aufdringlichkeit ihrer Wirte nicht widerstehen. Aber alles hat seine Grenze. Und es geht, wie es muß: vor jedem Gast häufen sich belegte Brote, Kuchen, Zuckerln. Mit lächelndem Kopfschütteln läßt jeder den Haufen wachsen. Man fährt mit Anbieten fort, bis das letzte Krümchen seinen Herrn hat. Die armen Krieger versuchen, den Überfluß in Papierservietten zu packen, aber vergebens. Da fällt wie vom Himmel ein solider Papiersack für jeden. Nun sind die Krieger zwar tapfer, aber ungeschickt, und so brauchen sie Hilfe. Welch ein Glück, alles hilft mit Übereifer. Noch eine schnelle Zigarette, und die Aufführung geht weiter.

Das Programm haben die Kinder selbst gemacht. Kein Erwachsener hat dreingeredet. Deshalb weiß auch niemand, was die nächste Nummer bringt. Und es kommt vor, daß ein Krauskopf den Kopf hinter dem Vorhang heraussteckt, um die Kollegin, die über ihre Bewirtungsarbeit ihre künstlerischen Pflichten vergessen hat, beim Namen zu rufen.

Der Vorhang geht auf. Da steht die Wundermühle aus dem Schwarzwald. Auf einer Bank sitzen gebeugt alte Frauen mit Brillen, Hauben, Strickstrümpfen, zitternden Händen und — den strahlendsten Gauneraugen. Sie wissen gut, daß sie eigentlich erst zehn Jahre alt sind. Waldelfchen besingen die Mühle und fordern die Alten auf, sich jungmahlen zu lassen. Endlich lassen sie sich überreden und humpeln hinein. Die Mühlenräder drehen sich rasend, und heraus hüpfen die reizendsten und seligsten Kinder. Aber nicht nur sie sind verjüngt. Auch die Soldaten sind um zwanzig Monate jünger, denn sie haben den Krieg vergessen.

Aber sie werden plötzlich daran erinnert:

Parademarsch der Vierjährigen.

Papierhelme, Federbüsche, Feldherrnmienen, Schwerterlineale. Pussy führt. Sie ist „General oder vielleicht gar Feldmarschall“. Sie kennt den Unterschied zwischen rechts und links nicht und weiß mit ihren Beinen so wenig anzufangen wie ein neugeborenes Kalb. Doch bewahrt ihr frauenhaftes Gesichtchen seine erhabene Ruhe. Pussy ist sich ihrer Verantwortung voll bewußt.

Und wieder ist Pussy Frau. Sie soll ihrer Puppe ein Wiegenlied singen. Es gibt aber keine, und man muß zum Ersatz einen Teddybären nehmen. Mutterstolz und mutterzart wiegt sie ihren Puppenbären in Schlaf mit einer Stimme, wie der Abendwind durch ein Resedablatt geht. Man klatscht nicht mehr. Man ist verstummt vor Wonne und Rührung. Ein neunzehnjähriger Kriegsfreiwilliger sieht sogar väterlich aus.

Jetzt kommt der „ernste“ Teil. Die Gäste sollen merken, daß sie in einer Schule sind, sie sollen was lernen. Ein Lied müssen sie lernen, das alte tröstliche Wienerlied: „Grünet die Hoffnung.“ Zuletzt sprechen sie den Text nach, dann singt

der Kinderchor, dann singen die Soldaten allein, dann alle zusammen. Wie sich diese Stimmen vermählen, zieht ein wunderbarer Friede durch den Raum. Könnte doch einmal ein Chorus aller Völker sich so zum Himmel erheben!

Ach, die Sonne geht unter, die Schatten werden länger. Man muß ins Spital, man muß Abschied nehmen. Das dauert eine Stunde lang vom Festsaal bis zur Treppe. Man hat sich so viel zu sagen, muß Adressen austauschen. „Die Blumen schick' ich meiner Frau,“ verspricht einer. „So ein kleines Pusselchen wie dich, hab' ich bei mir zu Hause,“ sagt ein alter mecklenburgischer Landwehrmann zu Editha. — „Wenn's im Paradies so schön ist wie hier, möcht' ich hin.“ — „Lebt wohl, Kinder! Groß wachsen und brav bleiben!“ Ein letzter Blick, ein letzter Händedruck. Jedes Kind hat hundert neue Freunde in der weiten Welt.



Jungmannschaft.

Ich war zu Besuch in einem Gefangenenlager. Ich kam unangemeldet. Jede Möglichkeit, mir Sand in die Augen zu streuen, war ausgeschlossen.

Der alte General dachte auch wirklich nicht daran. Er bat mich, unter den Gefangenen ein- und auszugehen, unter Offizieren wie Gemeinen, und so zu tun, als sei ich zu Hause. Ich war ohne Begleitung, konnte frei reden und frei zuhören.

Die Sonne schien. Das Lager lag in einem geschützten Tal. Jetzt war es ziemlich leer. Die meisten Gefangenen waren ja ringsumher draußen auf dem Lande auf Feldarbeit. Sie taten das gern, und war doch dieser oder jener, der den erzwungenen Müßiggang der Zwangsarbeit bei dem Gutsbesitzer vorzog, so sah man lächelnd durch die Finger bei seiner Flucht — zurück ins Lager.

Ein Teil des Lagers aber war noch dicht bevölkert: die Krankenabteilung. Ungefähr 2000 tuberkulose Gefangene waren hier aus den verschiedenen Lagern vereinigt, weil die Luft hier besonders milde und gut war.

Niemals habe ich soviel Kranke auf einmal gesehen. Ihre Betten standen im Freien, endlose lange, lange Reihen zwischen und vor den Baracken. Die Kranken lagen still da und hüstelten zur Sonne hinauf oder, halb sitzend, halb liegend, ermüdet von der Stellung, versuchten sie eine neue. Sie waren so sonderbar still. Ihre fieberkranken Augen, ihre viel zu roten Lippen und die viel zu blühenden Wangen wirkten täuschend gesund, aber die Hände, die armen müden, sehnsuchtsvoll tastenden Hände verrieten den reißenden Fortgang der Krankheit.

An jedem Tage, wenn das Wetter es gestattete, wurden wie heute alle diese hunderte von Betten in die Sonne getragen, während man die Zementfußböden und hölzernen Wände mit desinfizierenden Flüssigkeiten überspülte. Aber draußen, in kleinen Einzelkammern, lagen die, die mit dem Tode rangen. Sie waren zu krank, um hinausgetragen zu werden, zu müde, um das Reden und Husten der anderen zu ertragen. Man hatte ihnen daher ihre eigene kleine Kammer gegeben, wo ein Sonnenstreif auf der erhobenen Sense des Todes zitterte. Ach, hätte hier eine weißgekleidete „Schwester“ an ihrem Lager gesessen! Warum gibt es keine weibliche Hilfe in den Krankenabteilungen der Gefangenenlager! Die meisten von diesen Kranken und Sterbenden waren ganz junge Männer. Die Anstrengungen des Krieges, die Veränderung von Klima, Ernährung und Gewohnheiten hatte sie niedergemäht. Eine Erkältung, eine Lungenentzündung — und die Bazillen hatten Besitz von ihrer Beute ergriffen.

Ich ging so frei zwischen ihnen umher, daß sie unwillkürlich glauben mußten, ich sei von ihrem geliebten Vaterland ausgesandt. Und als der Wagen vorfuhr, um mich fortzufahren, sprang einer der vielen Kranken — er hatte bisher ganz still dagelegen — von seinem Bett auf, stürzte mir nach mit hektischen roten Wangen und schluchzte ein paar Worte hervor. Die Bewegung hatte einen Hustenanfall zur Folge. Die freundlich ermunternde Stimme des Generals beruhigte ihn. Mit hoch erhobenen Armen und leidenschaftlich flammenden Augen stammelte er zu mir hinauf: Grüßen Sie in der Heimat! Grüßen Sie Rußland!

Hätte man ihn nicht gestützt, er wäre umgefallen.

Ach, der sausende Wind vermochte schneller als ich seine Grüße weiterzutragen. Und jetzt hat sich das Grab über ihm, dem jungen Achtzehnjährigen, geschlossen. — Grüßen Sie Rußland! In diesen Worten war wohl eingeschlossen: — und alles, was ich lieb habe!

*

Ich kam nach Wien zurück und erfuhr, daß ein Offizier mehrmals nach mir gefragt habe, zuletzt telephonisch, und

nich dringend gebeten habe, in ein näher bezeichnetes Kinetographentheater zu kommen.

Es mußte eine Mystifikation vorliegen, aber jetzt klingelte es wieder. Eine warme, einnehmende Stimme wiederholte die Bitte. Es handelte sich um etwas, das „Jungmannschaft“ hieß, ich konnte nicht recht klug daraus werden. Aber ich versprach, zu kommen.

Eine Stunde später trat ich in eine Loge des bezeichneten Theaters. Selten hat mich etwas so in Erstaunen gesetzt, wie die unerwartete Huldigung, die mir von dem mit Jugend überfüllten Parkett und von der Galerie entgegenschallte. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln, was das zu bedeuten hatte, denn jetzt bekam der Vorhang Leben. Die Bilder fingen an, vorbeizuflimmern: Übungen im Prater, Märsche durch den Wiener Wald. Sieh da, richtige Soldaten! Sogar Artillerie. Richtige Soldaten hantierten mit ihren schweren Geschützen, zeigten sie einer eifrig zuschauenden Schar im Alter zwischen Knabe und Mann vor. Sieh da, jetzt ward ihnen gestattet, selbst zu versuchen!

Dies war Jungmannschaft. Die jungen Burschen auf der Leinwand und die da unten im Parkett waren dieselben. Man hatte die Übung photographiert und nun sahen sie ihre eigenen Gesichter.

Hinterher stürmten sämtliche 500 meine Loge, um Autogramme für sich selbst und für gleichaltrige Freundinnen zu bekommen. Daß kaum einer von ihnen je ein Titelchen von mir oder über mich gelesen hatte, tat ja nichts zur Sache. Sie würden sich mit demselben Interesse um eine Löwenbändigerin, eine Soubrette oder eine Tänzerin geschart haben. Trotzdem war mir die etwas eintönige Arbeit ein gewisser Genuß. Den eigenen Namen können wohl die meisten blindlings schreiben, folglich konnte ich nach Herzenslust die Gesichter dieser frischen, munteren jungen Burschen studieren. Offenbar vertraten sie alle Klassen der Gesellschaft, von dem akademischen Bürger in spe bis zu dem Laufjungen, von dem verwöhnten Kommerzialratssohn bis zu dem Hausmeister-sprößling. Aber alle waren sie frisch, sonnengebräunt, gerade gewachsen, alle von Eifer für ihre Sache beseelt.

Auf dem Heimwege hatte ich eine lange Unterredung mit dem Vater des Gedankens, dem jungen Leutnant, der mich in seine Pläne und Widerwärtigkeiten ausführlich einweihte.

Die Widerwärtigkeiten kamen aus den Familien, von den Müttern, die jetzt fürchteten, daß die Jungmannschaftsbewegung eine neue Form sei, ihre Jungen zu Soldaten auszubilden, um sie dann an die Front zu schicken.

Der Heroismus der Mütter ist mir immer großartiger erschienen, als der der Gattinnen und jungen Mädchen, die den Bräutigam mitziehen lassen. Ich fasse es nicht, daß eine Mutter den Abschiedsschmerz von ihrem kaum erwachsenen jungen Sohn überleben kann, selbst wenn er nur einer von den vielen ist — und dann die hunderttausend Mütter, die ohne Klage den letzten wie den ersten hergeben . . .

Aber wenn nun die Mütter im ganzen Reich, ja in sämtlichen kriegführenden Ländern, so unfaßlich heldenmütig ihre tragische Pflicht tun, wie natürlich ist es da nicht, daß sie gleichzeitig wie Löwinnen kämpfen, um die Minderjährigen zu bewahren, die noch nicht mitzugehen brauchen, die hoffen dürfen, den Schrecknissen des Krieges zu entgehen!

Wie einleuchtend, daß diese Mütter bebend vor Mißtrauen einer Sache gegenüberstehen, die, wie sie meinen, darauf hinausläuft, sie auch ihrer unmündigen Kinder zu berauben!

Ich will auf den Gedanken der Jungmannschaftsbewegung nicht näher eintreten, sondern nur zwei Dinge anführen, die bewirken, daß jeder Einwand fallen muß. Zwei Dinge, die, wenn die Mütter sie hören und begreifen, bewirken werden, daß sie selbst ihre jungen Söhne an die Hand nehmen und sie der neuen Armee zuführen, die — wenn die Benennung nicht schon von anderer Seite in Anspruch genommen wäre — passend den Namen „Heilsarmee“ tragen könnte.

Die Zeit ist ja vorbei, wo das Wort Syphilis in guter Gesellschaft nicht ausgesprochen werden durfte. Man kann unbefangen die dezimierende Wirkung dieser Krankheit bereden. Wie beschirmt eine Mutter ihren jungen, unschuldigen Sohn gegen diese Gefahr? Kann sie ihn dagegen schützen? Je reiner und unschuldiger, je mehr liebevoll gutgläubig, je feiner seine

seelische Organisation ist, um so leichter wird er ein Opfer der Seuche.

Der beste Schutz, den man ihm in den Kampf gegen dies vielköpfige Ungeheuer mitgeben kann, ist eine gesunde Seele in einem gesunden Körper.

Schafft man ihm in den Übergangsjahren Verwendung für alle seine brausenden Kräfte, gibt man ihm viel Raum für seine gärende Phantasie, weckt man in ihm die Liebe zu Tieren, zu Menschen und Natur, impft man ihm Verantwortung, Kameradschaft und Solidarität ein, gestattet man ihm, die Lust am Kinderspiel und die Wißbegier mit der zielbewußten Arbeit des Mannes zu vereinen, — dann ist alles getan, was in Menschenmacht steht.

Und dies alles vereint die „Jungmannschaft“ in sich.

Sollte aber dieser Krieg, was die Götter verhüten mögen, noch länger dauern, so daß auch die Jüngsten mitmüßten, dann würde es sich zeigen, welch segensreicher Übergang das Jungmannschaftsspiel zu dem dunklen Ernst des Krieges ist.

Die Granaten donnern ihre eigenen Gesetze. Keine noch so sorgfältige Vorbereitung kann die Zahl oder das Grauen der Verstümmelungen hindern oder vermindern.

Man bedenke den Unterschied: auf der einen Seite ein junger Mann, der plötzlich von seinem Buch oder dem Ladentisch fortgerissen und in größter Hast trainiert wird, um die Strapazen ertragen zu können, von deren Möglichkeit er niemals geträumt hat. Er hat niemals eine wirkliche Fußwanderung gemacht, hat nie unter freiem Himmel geschlafen, kennt eine Schießwaffe nur aus Abbildungen. Vielleicht gelangt er nicht einmal an die Schlachtenfront hinaus, sondern erliegt schon vorher einer kalten Nacht oder einem Nervenschlag während der Übungen.

Auf der anderen Seite der Jüngling, der — vielleicht erst als Jungmannschaftsmitglied — einen elastischen, abgehärteten, allen Anstrengungen gewachsenen Körper erworben hat, der Nerven wie Stahl und Muskeln wie Stein besitzt. Er ist von einem Panzer umgeben, der ihn zwar nicht gegen Kugelregen und Lanzenstich schützen kann, der ihn aber unempfindlich macht gegen Bakterien, Kälte und Feuchtigkeit.

Er kann bis an den Leib im Wasser des Schützengrabens stehen, kann tagelange Märsche durch Sümpfe machen, kann Hunger und Durst ertragen, falls der Train abgeschnitten wird. Die Frische seines Gehirns ermöglicht es ihm, das fürchterlichste Trommelfeuer auszuhalten, als sei es ein vorübergehender Gewitterschauer.

*

Österreichs Jungmannschaft scheint mir eine Verheißung.



Die gute Mutter der Blinden.

So war ich denn wieder in Budapest nach einer Abwesenheit von vielen langen Jahren. Damals Friede mit eisiger Kälte, mit rauen, windgepeitschten Hagelschauern in den winterdunklen Straßen, jetzt Krieg, aber ein so götterhafter Frühling, so duftend wunderschön.

Ich kam in einer stillen Abendstunde an. Die Bäume standen mit schweren, grünen Kronen. Die Menschen lächelten. Die Pferde sahen mich mit ihren großen, sanften Augen an. Ihr Fell war glänzend. Der Fluß spiegelte die sternenschimmernden Höhen von Ofen wieder. Ich trat ein in den verzauberten Berg des Märchens, wo ein Tag wie hunderte von Jahren ist und hunderte von Jahren sind wie ein Tag. Als ich wieder herauskam, war alles verwandelt und ich kannte mich selbst nicht mehr.

Wie seltsam, wie reich, wie schmerzlich, mit einer empfänglichen Seele geboren zu sein! Hier liegt eine Stadt, die ich kenne, die ich durchwandert habe, die mir aber fremd und gegensätzlich erschien — der ich den Rücken wandte und die ich vergessen hatte.

Eines schönen Tages kehre ich zurück. Ein Blick, ein einziger, und das Herz bebt vor Glück, vor Wiedersehensfreude. Ich liebe . . . ich liebe diese Stadt. Die Häuser, den Fluß, die Berge da drüben, die Luft, den Geruch, die Geräusche, den Hufschlag, das Sinken der Sonne, den dunkeln Sammetvorhang, der die Nacht vom Tage trennt, das Trippeln der Sterne auf ihren dünnen geschwinden Beinchen, die Violinen der Zigeuner, die aus den vergessenen Häusern enger Gassen klagen. . . .

Budapest öffnete seine Arme und nahm mich an sein Herz. Lächelnd ward ich in Schlummer gewiegt und träumte einen der lieblichsten Träume.

*

Der Ungar liebt sein Land mit alles opfernder, alles bezwingender Leidenschaft. Für ihn ist der Himmel, der sich über Ungarn wölbt, höher als der Himmel über der übrigen Welt, der Schnee der Berge ist der weißeste, die Wasser der Seen sind blanker, die Sonne goldiger und die Trauben süßer als irgendwo in der ganzen Welt.

Er liebt nicht nur mit dem Herzen, sondern mit allen seinen heißen Sinnen. Deswegen wird er überwältigt von Mitgefühl mit jenen Unglücklichen, die vom Schicksal in einem Nu der magischen Schönheit des Landes beraubt wurden und nun verurteilt sind zu der ewigen Nacht ohne Sterne. Deswegen streckt er liebkosend und leitend die Hände aus nach seinen kriegsblinden Brüdern, deswegen versucht er, ihnen, wenn auch nicht das Licht, so doch die Wärme der großen gnädigen Sonne zu verschaffen.

*

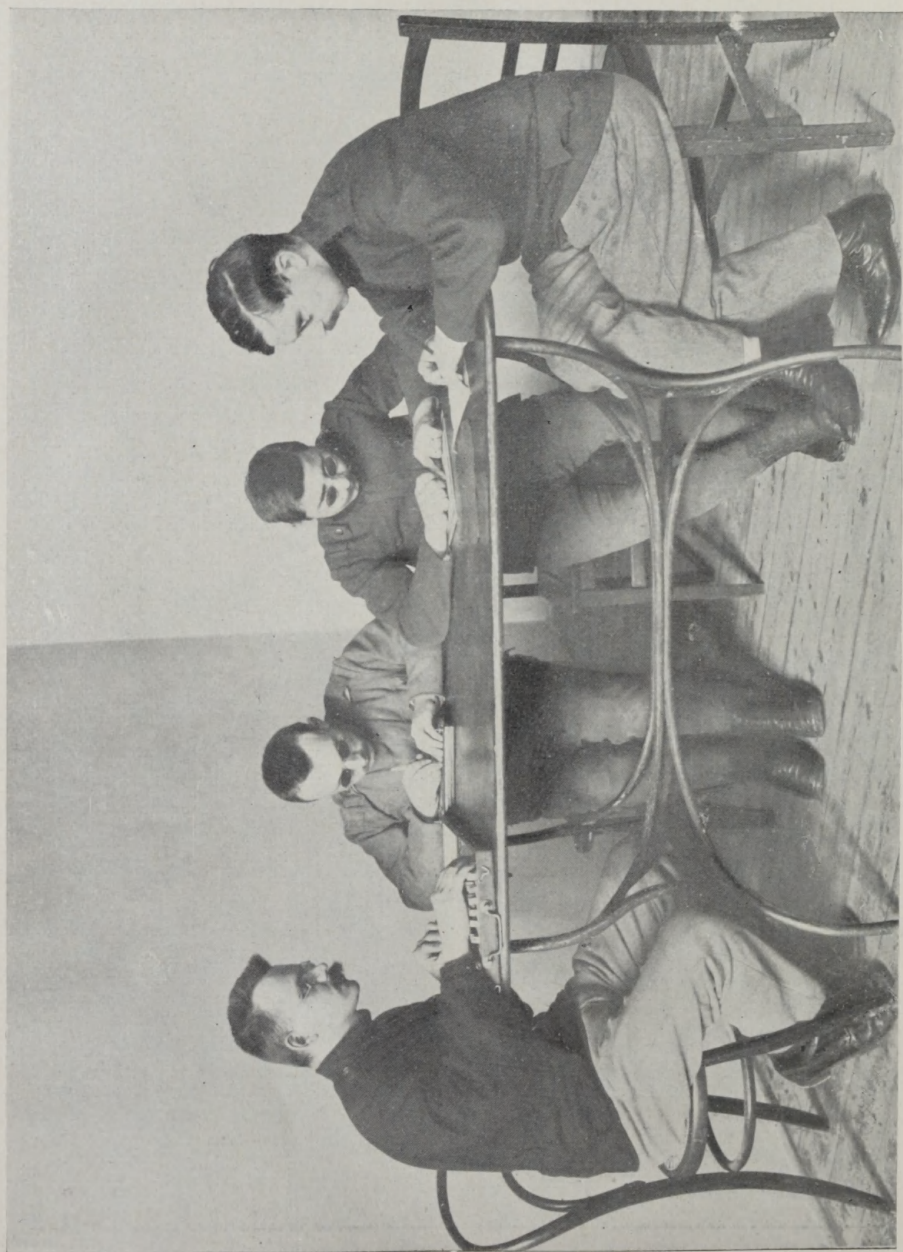
In einer Luft, so lind und weich wie die Morgenstunden in Kairo, wo die Kamele gerade ihre frischen Kleelasten an den Straßen entlang und in einem Kranz um die Marktplätze herum abgeworfen haben, fuhr ich zu dem vorläufigen Heim der Kriegsblinden.

Die Stätte ist geheiligt wie die Frau, die gebiert, wie der Greis, der stirbt.

Mit jedem Schritt, den ich in dem großen Garten wandere, watet der Fuß, wie in den welken Blättern des Herbstes, in vernichteten Hoffnungen, in angstvoller Verzweiflung, in Tränen wie Eis, in Tränen wie Feuer. Aber die Bäume sind stumme Zeugen. Besänftigend breiten sie ihre Zweigarme über die Unglücklichen, verbergen sie, so daß niemand in der Erniedrigung des Schmerzes sie sehen soll, lullen sie ihre Gedanken in Schlaf, flüstern sie ihnen zu von dem Lenz, der, so lange die Welt steht, wiederkehrt, wenn der Winter vorüber



Blinder Teppichknüpfer



Blindenlesen und -schreiben

ist, träufeln sie ihren Tau über ihr durstendes Gemüt und weinen für sie, wenn ihre eigenen blinden Augen keine Tränen mehr haben.

*

Jeder von diesen Blinden hat dasselbe durchgemacht. Zuerst die wilde Empörung des Gemüts gegen Gott und Menschen, dann den grauen, schrecklichen Nebel der Stumpfheit und langsam, langsam den mühseligen Weg vorwärts, aufwärts, dem neuen Leben der Resignation entgegen. Gestern noch ein strebender, wollender, handelnder Mensch, heute ein Ärmster, der sich selbst aufgegeben hat, ohne Mut zu leben, ohne Kraft zu sterben. Der Verlust des einen Sinnes scheint alle die übrigen gelähmt zu haben, stumpf, mehr Tier als Mensch, steigt er hinab in den tiefen Brunnen der Verzweiflung. Aber mit unsagbarer Mühe und grenzenloser Geduld muß die Rettungsarbeit vorgenommen werden. Ist er aus dem Brunnen herausgekommen, muß er wieder lernen zu sprechen und zu hören, den Duft der Rosen und die Güte der Menschen zu fassen, muß er lernen, den Willen zu haben, selbst Mensch unter Menschen zu sein.

Den Blinden im Lesen und Schreiben, im Weben und Spielen zu unterrichten, ist ein Kinderspiel im Vergleich dazu, ihn gerettet aus jenem abgrundtiefen Brunnen zurückzuführen.

Welche Gedanken können nicht in einer einzigen schlaflosen Nacht gedacht werden, wenn man daliegt und starrt und hinausstarrt in die horizontlose Öde der Finsternis? Obwohl man doch weiß, daß nach der Nacht ein Tag mit Licht und Mut anbricht. . . .

Müssen sich da nicht Gedanken, schwer wie Berge, über den Lidern der armen erloschenen Augen auftürmen, hinter deren Läden selbst der grellste Blitz nicht einen noch so schwachen Schimmer hervorrufen kann.

Wer kennt nicht Breughels Bild von den Blinden, auf dem einer von dem andern geleitet, in den Abgrund geht? Niemals ist wohl menschliche Hilflosigkeit brutaler, wahrer, niederbeugender traurig geschildert worden. Für den, der einmal vor diesem Bilde gestanden hat, werden das ganze

Leben hindurch die Blinden in endloser Reihe in den Bach hineinwandern, und man spürt eine krankhafte Sehnsucht, doch ihren Ruf zu hören, wenn der Fall vollbracht ist und die Wasser sich über ihrem armen, von dem Weh und der Qual der Blindheit verunstalteten Antlitz schließen.

*

Aber die Kriegsblinden Ungarns gehen nicht in den Bach. Der eine Blinde leitet nicht den andern in den Tod. Eine gute Mutter, eine schwesterliche Freundin, eine herzens- und willenskundige, liebevolle Ratgeberin hat ihre Hand ergriffen und leitet sie, bis sie wieder festen Grund unter ihren Füßen fühlen. Den Glauben, den sie verloren haben, gibt sie ihnen wieder. Wo es notwendig ist, übt sie Gewalt aus, um in ihre künstlich verschlossenen Seelen einzudringen. Für jede Angst weiß sie eine Hoffnung, für jeden Schmerz ein Heilmittel.

Sie, die junge Gräfin, mit allen schwerlastenden Vorurteilen und Verpflichtungen ihres Standes erzogen, stieg hinab und ward die Freundin, die Schwester, die Vertraute des Bauern aus der Pußta, des Bergbewohners, des Analphabeten. Er sieht nicht ihre hohe, aufrechte Gestalt — sie beugt sich ja ganz zu ihm hinab — er sieht nicht ihr rassereines Antlitz, sieht nicht den tiefen See der Augen, um dessen Ufer Trauerweiden ihre Kronen herabneigen, — aber er hört ihre Stimme. Und er erkennt die Wiechengesänge seiner Kindheit. Er hört die Kirchenglocken von der kleinen weißen Dorfkirche läuten. Er hört den Vogelzug im stillen Herbst, er hört die Bäche summen und schluchzen.

Auf diese Männer, die erst Pflanzen waren, die mit Wurzeln ausgerissen und in den Wegestaub geschleudert wurden, die dem Sonnenbrand und dem Zertreten unter den plumpen Füßen der Wanderer ausgesetzt waren, schüttet sie den ganzen Reichtum aus der rinnenden Quelle ihrer Güte. Und siehe, die Pflanzen richten sich auf. Die trockenen Wurzeln saugen wieder Saft ein. Neue Keime sprossen empor.

Sie ist die gute Gärtnerin des Herzens. Ihre wunderthätigen Hände verwandeln den fliegenden Sand in fruchtbare Erde.

Sie gibt nicht eine von ihren Seelen auf. Eine jede von ihnen bedeutet einen Kampf, in dem sie siegen muß, wenn er nicht verloren sein soll.

*

Dort sitzt ein Mann, von einer Frau geboren, also ein Mensch. Ein Wrack. Die beiden Augen sind gähnende Abgründe. Hat er die Augen aus geweint und zuletzt Blut geweint? Seine Beine sind weg, alle beide. Nur der Oberkörper ist noch da. Nie hat er gelernt zu lesen oder zu schreiben, aber einmal war er ein tüchtiger Mann bei seiner Arbeit. Er hatte eine Frau, die er sein nannte, und Kinder, die ihm gehörten, die er liebte und für die er arbeitete.

Dann kam der Krieg und nahm, was er sein Recht nannte. Dem Mann war es wohl immer schwer geworden, seinen Gedanken Ausdruck zu verleihen, und das, was ihm geschehen war, machte ihn noch wortkarger. Doch fand man heraus, was ihn im Wachen und im Träumen quälte: die Sehnsucht nach denen daheim. Fast verzehrend sehnte er sich. In Fieberspannung erwartete er die erste Prothese, die ihn dazu bringen sollte, sich zu bewegen, zu gehen. Die Frau konnte die Kinder nicht verlassen, so zog er denn hinaus, auf Besuch. Der Besuch sollte einen Monat währen. Ehe eine Woche um war, kam er zurück. Und nun saß er da, ohne zu sprechen. Sein Atmen war ein Stöhnen, als breche ihm jedesmal das Herz.

Wie gewann die hochadelige Frau sein Vertrauen? Woher nahm sie die kleinen einfältigen Worte, die das Weinen lösten? Als . . . als er nach Hause kam, da schrie seine Frau vor Entsetzen auf, stürzte aus dem Hause heraus und wollte ihn nicht mehr sehen. Ihr Schrei klang ihm noch in den Ohren. Durch ihr Entsetzen hatte er ganz erfaßt, was geschehen war.

Die Gräfin schloß ihre Augen, denn sie verstand sowohl den Analphabeten als auch seine Frau. Dann setzte sie sich hin und schrieb. Einen Brief von einem Helden, von einem Mann, der blind und des Gebrauches seiner Glieder beraubt, durch eigene Kraft imstande war, Frau und Kinder zu ernähren. Ich denke mir, so etwas hat sie geschrieben, aber den

Brief habe ich nicht gesehen. Aus dem fernen Dorf kam die Frau so schnell, als ihre Füße sie tragen konnten, um wieder gut zu machen, was sie verbrochen hatte.

Aus tiefster Verzweiflung ward er emporgehoben zu den unbegreiflichen Höhen der Seligkeit.

Ich sah ihn bei seiner Arbeit sitzen mit einem Lächeln um den Mund, etwas vor sich hersummend, was wohl ein Lied sein sollte. Er sah trotz der Finsternis in eine strahlende Zukunft: da lag ein eigenes kleines Haus und ein eigener Garten, in dem sich die Kinder tummeln, in dem die Frau grub, wo die Hühner gackerten und die Katze schnurrte. Es war alles das Seine. Er schaffte Nahrung und Kleider für die vielen Mäuler. Er war Bürger unter Bürgern, nützlich wie sie, seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft ausfüllend wie sie!

*

Man könnte sich versucht fühlen, von den kriegsblinden Söhnen Ungarns zu sagen, daß sie „die Hätschelkinder unter den Invaliden“ sind. Dies kommt wohl im Grunde daher, daß es im Verhältnis zu den übrigen Verwundeten so wenig Blinde gibt. Jeder einzelne kann mit größerer Fürsorge behandelt werden.

Wenn der Blinde nach dem wahnsinnähnlichen Schatten-dasein der Verzweiflung zur Wirklichkeit zurückkehrt, lehrt man ihn erst lesen und schreiben. Wenn ihm auch die Hände zur Hälfte abgefroren oder die Finger abgerissen sind, gelingt es doch immer, ihm eine oder mehrere von den Lese- und Schreibmethoden der Blinden beizubringen. Währenddessen versucht man, in sein Seelenleben einzudringen, seine Fähigkeiten und Gewohnheiten zu erforschen, seine innersten Wünsche kennen zu lernen.

Und nun gilt es, gerade die Beschäftigung herauszufinden, die seine Zeit und auch sein Interesse ausfüllt und ihn gleichzeitig in den Stand setzen kann, wirklich Nutzen zu schaffen, während sie seine Nerven nicht zu sehr angreift.

Da 75 Prozent der Kriegsblinden Bauern, also von ihrer früheren Tätigkeit abgeschnitten sind, und da sie kein durch

Lernen geschultes Gehirn haben, liegt es nahe, ein Handwerk zu wählen. Zu den Handwerken, die am leichtesten erlernt werden, und auf die Dauer am wenigsten anstrengen, gehören Korbflechten und Bürstenbinderei.

Schon von weitem schallt der Lärm aus den großen Werkstätten. Dort wird zur Arbeit gesungen, gepfiffen, geplaudert. Die Blinden hören nicht, das die Tür aufgeht. Der Wettstreit ist in vollem Gange: der schwere Ernst des Erwachsenen und das ausgelassene Spiel des Kindes in einem Atem. Ein jeder ist grenzenlos stolz auf die Weichheit seiner Bürsten, die Steifheit seines Scheuerbesens, die Dichtigkeit seiner Besen. Eine fertige Bürste wird mit derselben Freude an der Wange erprobt, mit der eine verhätschelte Frau die Weichheit eines Seidenstoffes prüft.

Mehrere von den Männern haben ihre Frauen neben sich sitzen. Diese arbeiten mit noch größerem Eifer. Es ist hier — in die Prosa des alltäglichen Lebens übersetzt — der Ritter, der mit der Rose seiner Dame an der Brust kämpft. Die Frauen folgen gespannt dem Gang der Arbeit, erpicht darauf, ihnen die Kunst abzulernen oder doch im Notfall handlangende Dienste tun zu können.

Seht dies glückliche Paar! Vergessend, daß auch Sehende zugegen sind, legt er die Bürste hin und streicht dem jungen, glühenden Weibe über Wange und Haar, und sie lehnt sich an ihn, seine ungeschwächte Manneskraft selig spürend. . . .

Vor ein paar Monaten dachte er an den Tod als einzige Linderung.

Da setzte die gute Mutter und schwesterliche Freundin der Blinden sich zu ihm und versuchte alle ihre goldenen Schlüssel, bis sie den einen fand, der zu seinem Herzen paßte: Er hatte eine Braut gehabt — er schilderte ihre Süße, ihren Liebreiz — aber sie lachte andere an, und er jagte sie weg. Und bereute es seither jede Stunde. Der Krieg war gekommen. Und jetzt — jetzt war es zu spät. Ein Blinder! . . . Die Gräfin mit den goldenen Schlüsseln tauchte ihre Feder ein und schrieb ganz im Geheimen an das junge Weib. Zurück kam ein Brief, der merkwürdig schwer war, obwohl nur ein einziger Bogen

Papier darin lag. Aber ein bebendes Herz war in den Brief eingeschlossen, und der Blinde, der die geschriebenen Worte nicht sehen konnte, hörte deutlich das Pochen des Herzens: Darf ich kommen? Darf ich Deine Augen sein? Darf ich für uns beide arbeiten?

Die Hochzeitsglocken läuteten, und sie kam, und die Hochzeitsreise war eine Wanderung im Garten der Blindenanstalt.

*

Niemand wird gezwungen, bei einem Handwerk zu bleiben, das ihn ermüdet oder langweilt. Er darf von vorne anfangen, so oft er Lust hat. So unglaublich es klingen mag — es gibt hier Blinde, die schwere, kostbare Teppiche in warmen Farben und reichen Mustern knüpfen.

Wer Frieden in der Welt der Töne findet, darf ein Instrument wählen, das seiner Seele am meisten Freude bereitet, jedoch nicht zum Erwerb, nur als Zerstreuung. Man will ihn nicht der Versuchung aussetzen, sich die Schillinge des Mitleids von Tür zu Tür zu erspielen und dem ungeheuren Wert seines Selbstgefühls zu entsagen.

Die Bevölkerung Ungarns hat mehrere Millionen Kronen gesammelt: die Ehrengabe für die Männer, die ihr Augenlicht im Kampf fürs Vaterland verloren. Die Zinsen dieser Summe sind in Einheiten eingeteilt. Jeder Familienversorger, auch jeder unverheiratete Mann, erhält 6 Einheiten, die Frau 2 und jedes der Kinder 1. Die augenblickliche Einheit, die nie verringert werden kann und die mit der Zeit sicher wachsen wird, beträgt 40 Kronen 63 Heller. Ein Mann mit Frau und 4 Kindern erhält also in jedem Jahr 12 Einheiten oder 487 Kronen 56 Heller. Wenn er sich ein Handwerk angeeignet hat, werden ihm beim Abschied aus der Anstalt sämtliche Gerätschaften ausgeliefert. Man versorgt ihn mit Material und kauft ihm im voraus alle Arbeit ab, so daß er nie um den Absatz in Sorge zu sein braucht. Man gibt ihm den vollen Erlös und zieht nur genau den Wert des Materials ab.

Der Staat bezahlt ihm Verwundungspauschale und Pension.

Eine ganze Villenstadt für die Kriegsblinden ist im Bau begriffen. Mehrere tausend Joch sind schon ausgestückt. Es

sollen bis zu 32 kleine Einfamilienhäuser gebaut werden, jedes von seinem Garten umgeben.

Jeder Blinde hat seinen Beschützer, der in Zukunft über sein seelisches und leibliches Wohl wacht. Dadurch wird die schreckliche Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Familie ihre — sonst wehrlosen — Versorger ausnutzt oder mißhandelt. Im Gegenteil, es ist darauf angelegt, daß der Blinde den Glauben an seinen ungeschwächten Menschenwert bewahren soll.

Unter den Blinden befindet sich ein serbischer Offizier. Er genießt genau dieselbe sorgfältige Behandlung wie die eigenen Söhne des Landes, ja man erweist ihm sogar größere Rücksicht. Obwohl Gefangener, ist er zur Zeit Gast.

Dies ist Ungarn. Dies ist das Land, dessen Lebensluft Hochherzigkeit ist.



Mezőhegyes.

Das Wasser in Gräben und Teichen ist ultramarinblau. Bäume, deren junges Laub mehr gelb als grün ist, spiegeln sich darin. Unter der Oberfläche des Wassers treiben Blumen, goldig blinzelnd wie reife, große Sterne. Was ist Land? Was ist Wasser? Und wo haben die Überschwemmungen ein Ende?

Ein pflügender Bauer. Die Hosen blau, die Weste rot. Vor ihm zuckelt, langsam sich wiegend, sein weißes Pferd. Zwei kleine schwarzhaarige Buben sitzen auf dem Pflug und lachen zu der Sonne empor.

Drinnen in den Wäldern hie und da ein rotes Dach gleich einer neugierigen Blume, die einen langen Hals macht, um besser zu sehen.

An einem Bergabhang hinauf neun winzig kleine, weiße Kapellen, ganz oben die Mutterkapelle — der Abhang selbst morgenrot von blühenden Pfirsichbäumen.

Märchenhafte Üppigkeit. Überall die neckisch herabrieselnden Konfetti der Obstbäume. Jetzt geht die Sonne in Dampf und Blut unter. Im Schutze des Waldes hat eine Zigeunerschar ihr Lager aufgeschlagen — sie wirken wie eine beschmierte Palette.

Vorbei. Vorbei. Der Zug hat die Bilder eingepackt. Sie liegen alle in der Dunkelkammer der Erinnerung und warten darauf, hervorgerufen zu werden. Die ungarische Pußta. . . .

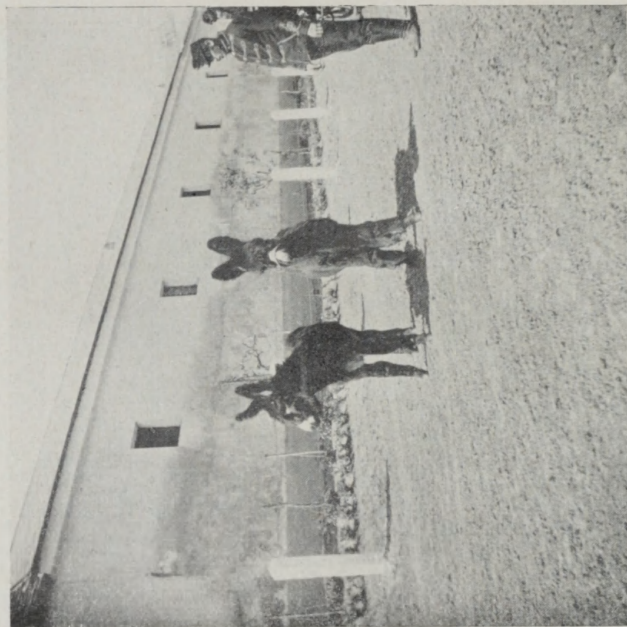
. . . Szeged! Jene Tragödienstadt, die die Theiß für eine Weile von der Oberfläche der Erde auslöschte. Friedlich, fast schläfrig, wälzt sich der breite Fluß träge dahin, über seine eigene böse Tat brütend, nach der Stadt hinüberschielend, die mit breiten Straßen, schönen Parks und großen



Blinde Korbflechter



Die Paprikafräulein



Zum Angewöhnen

Denkmälern wieder erstand. Auf dem Markt stehen vielröckige, muntere Frauen in mittleren Jahren vor schulterhohen Säcken mit Paprika. Kommt und kauft! Kommt und kauft! Ich bin das Herz von Ungarn. Ich bin der echte, der allein echte Paprika, der das Blut des Magyaren brennen macht wie Feuer. Ich bin der echte rote Paprika, der die aus Kieselsteinen gekochte Suppe feiner schmecken macht, als getrüffelte, in Wein geschmorte Kapaunen. Ich bin der echte Paprika, der den Fisch veranlaßt, den Kopf auf der Pfanne zu erheben, um noch einmal den lieblichen Duft einzuatmen!

Die Frau verkauft dem Fremden eine große Tüte voll mit der Adresse darauf und zeigt auf sich und auf die Tüte. Die beiden gehören zusammen, das muß der Fremde sich hübsch merken.

*

Das Militärautomobil steht bereit, es wurde geliehen, um Zeit zu sparen. In dem offenen, staubschluckenden Wagen rasen wir durch grüne, hühnerüberfüllte Dörfer, vorüber an Schlössern, deren Fensterscheiben uns vorwurfsvoll nachstarren. Anständige Leute haben doch nicht solche Eile! Es muß etwas dahinter stecken!

Auch nicht ein Huhn überfahren wir. Die beiden Militärchauffeure haben Augen an den Fingerspitzen und an den Nasenspitzen. Jetzt erhebt sich ein sich im Staube der Landstraße sonnendes Ferkel, jetzt ein eigelbes Küchlein, jetzt ein Füllen, das sich quer auf den Weg stellt, um den sonderbaren Anblick zu genießen. Ja, wir haben Verständnis dafür, daß, wenn auch Menschenleben zur Zeit bedauerlich niedrig im Kurs stehen, es um so mehr gilt, sorgfältig mit gefiederten und behaarten Haustieren umzugehen.

Glücklich verlassen wir die Landstraße, werden ungefähr 20 Minuten auf Nebenwegen gerüttelt, deren launenhafte Rutschbahnfläche uns zu einem Festklammern mit Armen und Beinen und zu einem Schnappen nach Luft zwingt, um die Balance zu halten. Dann fahren wir über die Grenzscheiden und spinnen seidenweich durch die 24 Meter breiten jahr-

hunderte alten Alleen der Staatsdomäne, deren Erde schwarz ist wie eine sternenlose Nacht.

Mezöhegyes — wie habe ich gekämpft, um mir den Namen anzueignen! — hat einen Umkreis von 63 Kilometern. Das bedeutet soviel wie 20.000 Hektar. Ich bin ermüdet, wenn ich 7 Kilometer gehe, und weiß nicht, was ein Hektar ist. Aber Mezöhegyes ist eine von den Musterlandwirtschaften des Staates. Nirgends gibt die Saat einen so hohen Ertrag, geben die Kühe soviel Milch, die Bienen soviel Honig. Ja selbst die Regenwürmer scheinen dort rundlicher und die Rosen öhaltiger zu sein.

Während der Türkeninvasion wurde dieser Teil des Landes besonders stark verheert und große Strecken wurden verwüstet. Diese übernahm die Regierung als herrenloses Gut und dort wurde im Jahre 1778 ein Remontendepot mit 10.000 Pferden aus der Ukraine, Podolien, Zirkassien und der Terek gegründet.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Domäne in ein Halbblutgestüt umgewandelt und später verwandte man einen Teil des Grundbesitzes, der nicht von den Gestüten beansprucht wurde, zu Landwirtschaft und Musterwirtschaft.

So herrschen hier denn eine militärische und eine zivile Obrigkeit, die militärische über die Pferde und deren Züchter, der Ziviletat über Felder und Wiesen, Kühe und Schafe.

Die Krähen gehören unter den Ziviletat, dessen Direktor sie zu lieben scheint wie der chinesische Kaiser seine Nachtigall. In Schwärmen krächzen sie in den Kronen der Bäume und übertäuben jegliches andere Geräusch. Sollte hier jemals ein Krieg zwischen der zivilen und der militärischen Gewalt entstehen, so werden gewiß jene Krähen, die der Oberst nicht leiden kann, von denen aber der Direktor glaubt, daß sie die Zuckerrüben um die Wette mit den tüchtigsten Mädchen reinigen, den Zankapfel gebildet haben.

Mezöhegyes ist das Land, in dem Milch und Honig fließen.

Die Pferde, Kühe, Ochsen, Büffel, Schafe und Schweine der Staatsdomäne kennen keine Kriegsration. Sie glänzen und strotzen vor Wohlsein. Haben die Tiere es im Paradies so gut gehabt, so ist es doppelt schändlich von Adam (oder war es

Eva) gewesen, diesen niederträchtigen Apfeldiebstahl zu be-
gehen, den wir jetzt sämtlich entgelten müssen.

In Wilhelmshöhe sind die Bäume so reich mit Kleidern
ausgestattet, daß die meisten eine Schleppe aus Laub tragen.
In Kew Gardens bei London leben die Blumen idyllisch
köstlich wie die Seligen auf Fra Angelicos Bildern. Aber in
Mezőhegyes gibt es ein Paradies für Bäume und Blumen, für
Menschen und Tiere.

Keines von den vielen hundert Pferden, Hengsten wie
Stuten, ist angebunden. Frei wandern sie umher, suchen Sonne
und Schatten, wie es ihnen beliebt. Ihre Ställe gleichen
großen, königlichen Tanzsälen — in denen nur die Wandmaler
ihre Kunst noch nicht ausgeübt haben und wo noch kein
Parkett gelegt ist. Sie waten da drinnen in hohem, reinem,
duftendem Stroh umher, und die Welt da draußen existiert nur
zu ihrer Bequemlichkeit.

In jedem Stall traben zwischen den ausgelassenen, liebe-
voll zärtlichen prämierten Pferden von Geblüt ein oder zwei
kleine, struppelige, weichmaulige Esel umher. Sie sind da,
damit sich die Pferde an den Anblick ihrer großen Ohren
gewöhnen und später nicht davor scheuen!

In den Gestüten ist eine Entbindungsanstalt mit Einzel-
zimmern für Mutter und Kind. Aber während die öffentlichen
Entbindungsanstalten in den großen Städten die Wöchnerinnen
nur fünf Tage beherbergen können, wird hier dem Mutterpferd
und ihrem Kinde eine Wöchnerinnenruhe von ganzen zehn Tagen
gewährt. Wenn die Kleinen entwöhnt werden sollen, sperrt man
ein paar Dutzend gleichaltrige zusammen in ein großes Kinder-
zimmer — wohl damit der Schmerz auf einmal überstanden ist.
Dort herrscht dann eine grenzenlose Verzweiflung. Die Klage-
rufe der Mütter ertönen Tag und Nacht. Die Kleinen heulen
und kreischen und weinen auf Füllenart und wollen weder
fressen noch schlafen. Aber schon nach zwei Tagen legt sich
der wilde Schmerz. Ein zartes Jammern, ein tief wehmütiges
Schluchzen, ein feucht verwundeter, vorwurfsvoller Blick —
und der jugendliche Leichtsinn hat gesiegt. Die Mutter
trauert länger, doch geschieht es, eine Schande für alle
Bande des Blutes, daß Mutter und Sohn oder Tochter ein

paar Monate darauf Seite an Seite grasen, ohne daß man ihnen auch nur im entferntesten anmerken kann, daß sie einander jemals im Leben begegnet sind.

Sie lecken, kratzen, beißen und lieblosen einander. Nicht selten sieht man sie in langen Reihen im Stall stehen, während die ganze Reihe hinab immer ein Pferd das andere beißt. Zahm wie kleine Hunde beschnüffeln selbst die feurigsten Hengste die Hand jedes Fremden, stets bereit, Freundschaft mit einem neuen Dunstkreis zu stiften.

Die Tiere sind an so gute Behandlung gewöhnt, daß sie keine Furcht vor Menschen kennen. Untereinander vertragen sie sich auf eine Weise, die den Menschen nur als höchst nachahmungswertes Beispiel dienen kann.

*

Das Militärautomobil ist längst nach Szeged zurückgesaust und wir haben mit der Zivil- und der Militärbehörde das Mittagessen, lauter fette und gewürzte magyarische Leibgerichte, in dem Klubhaus der Domäne eingenommen. Jetzt hält der Viererzug vor der Tür mit Kutscher und Diener in glänzenden ungarischen Uniformen, und wir tanzen hinaus unter die mächtigen Kronen der Alleeabäume. Die Wagen federn wie Springfederbetten, so weich und empfindlich ist der Boden.

Draußen auf den Feldern spielen Hasen und Rebhühner — bei einer dieser Tierarten scheint Geburtstagsgesellschaft zu sein. Herr und Frau Rebhuhn trippeln zierlich wie ehrbare Eheleute, die des Sonntags zur Kirche gehen, nebeneinander in den Ackerfurchen dahin, die Hasen üben sich mehr in langen Sprüngen. Aber bange vor Menschen! Nein, das fehlte auch noch! Ist hier denn niemals Jagd? Freilich, ein paar Dutzend Jäger machen an einem Tage über 1200 Hasen den Garau, aber die Jagd gehört nicht zu den täglichen Bedürfnissen von Mezöhegyes.

Allmählich geht es mir auf, daß hier in diesem tiefen Tal des Friedens, hier draußen auf der Pußta, der Wahlspruch gilt: Leben und leben lassen! Ja, man erzählt von einem Sol-

daten, der nach vierzehnmonatlichem Kriegsdienst nach Hause kam und einen Säugling in der Wiege vorfand, daß er „zuerst ein wenig stutzte“ und sich nicht so recht freuen konnte, dann aber sagte: „Nun ja, hat der liebe Gott dies kleine Wurm bei uns zur Welt kommen lassen, so müssen wir wohl gut zu ihm sein!“ Der Mann war vielleicht weder dumm noch gleichgültig dieser Unregelmäßigkeit gegenüber, aber in Ungarn gelten kleine Kinder nun einmal als Gabe Gottes, ein jeder muß gut gegen sie sein. Möglicherweise hatte er selber auch etwas auf dem Gewissen, wofür er auf diese Weise Buße tat. Wer kann das wissen?

Die Grenzen von Mezöhegyes sind durch Stacheldrahthecken bezeichnet, aber auch ohnedies würde man auf den ersten Blick die Musterwirtschaft erkennen. Mezöhegyes ist ja das gute Beispiel des Staates. Hier dürfen keine Fehler gemacht werden. Hier darf kein Hagelschauer das Korn niederschlagen, keine Rinderpest den Bestand vermindern, hier dürfen keine Käfer die Bäume des Waldes zerstören!

Die Domäne ist groß, wie ein Liliputkönigreich. Groß genug, um ein Utopia-Schlaraffenland zu gründen, in dem man weder Not noch Tod, weder Neid noch Streit kennt. Man ist hier dem Ideal vielleicht näher gekommen als irgendwo in der Welt. Für die Tiere ist hier das ewige Friedensreich gegründet. Die Menschen sind natürlich immer — Menschen.

Allen Ernstes denkt der Staat daran, hier in dieser reinen, herrlichen Natur einen idealen — Menschenschlag zu gründen! Es ist die Absicht, alle kleinen Kinder von kranken oder schwächlichen Eltern zu entfernen und eine Kinderkolonie zu gründen, in der man den Kindern genau dieselben Bedingungen gewährt, die sie in ihrer Familie gehabt hätten, während man sie gegen jede Art von Ansteckung sichert. Man will sie in und mit der Natur leben lassen und sie an all die Arbeit in freier Luft gewöhnen, bei der die Kinder des Landmannes und der angehenden Bauern aufwachsen.

Ein herrlicher Plan.

Fiele das Ergebnis nur einigermaßen so gut aus, wie die Nachkommenschaft von Nonius I., so müßte Ungarn sich wahrlich darüber freuen.

Inspektor Solariso beschreibt im Jahre 1815 Nonius I. mit folgenden nicht sehr lobenden Worten: „Ein neugeborenes Füllen ohne Schönheit und Harmonie. Wenn es auch immer wertlos bleiben wird, müssen wir es doch, um unsere Erfahrungen zu bereichern, am Leben erhalten!“

Nonius I. wurde der berühmteste Hengst in der Geschichte der edlen Pferdezucht Ungarns und Stammvater von 2840 berühmten Hengsten und 3203 Stuten — worauf er starb, geliebt und vermißt.

Daß der selige Nonius in Mezöhegyes geboren wurde, war nicht eine Folge des Wunsches seiner Eltern, sondern eine Fügung des Schicksals. Österreichische Kürassiere kamen während der Napoleonischen Kriege in der Nähe von Zweibrücken in den Besitz einer Menge herrenloser Schlachtenpferde. Sie fingen sie ein und führten sie mit sich nach Ungarn. Unter ihnen befanden sich Nonius' Eltern.

Wir fahren von einem Gestüt zum andern. Der Oberst erzählt vergnügt von dem russischen Konsul, der fragte, ob hier Kavalleriepferde produziert würden. Mit wahrer Herzensfreude hatte er gelogen: „O ja, 10.000 im Jahr.“ Nicht eines indes von diesen Pferden ist für die Kavallerie bestimmt.

Langsam dämmert mir der Unterschied zwischen anglo-arabisch, angloromanisch und englischem Halbblut. Gidron und Nonius waren hier bekannte Familiennamen wie Kohn und Schmidt, und ich fange schon an, die Vorliebe des Parvenüs für alles zu empfinden, was nach blauem Blut schmeckt.

In der Dämmerstunde defilieren die edelsten und schönsten Exemplare aus sämtlichen Ställen an uns vorüber, jedes von seinem Reitknecht geführt. Ihre Schatten zeichnen sich riesenhaft auf der weißen Mauer ab. Kein Windhauch rührt sich. Man kann den Hufschlag jedes Tieres in der bloßen Erde hören, wir sitzen unter einer ungeheuren Akazie, und ich freue mich, daß die Dunkelheit meine Verlegenheit verhüllt: man gibt sich die erdenklichste Mühe, einen Gast zu ehren, der nicht mehr von Pferden versteht als ein Kettenhund von Beethoven.

Diese Tiere, die auf jeder Ausstellung den höchsten Preis erringen würden, diese Tiere, von denen einzelne in Eng-

land, Frankreich oder Belgien bis zu 50.000 Kronen einbringen würden, werden hier alle für einen Preis verkauft, der an ein Geschenk grenzt. Sie werden in der Tat als Eigentum des Volkes betrachtet. Jeder tüchtige Bauer, der nachweislich das Tier gut behandeln wird, kann für wenige hundert Kronen eine dieser Rassestuten erwerben, und die Hengste von Mezöhegyes stehen ihm dann zur Verfügung. Er darf die Stute nicht weiter verkaufen, dahingegen hat er natürlich freie Verfügung über die Nachkommenschaft.

Wir machen einen Besuch in den Kuhställen und denken: wie viele Flüchtlinge würden der Vorsehung nicht auf ihren Knien gedankt haben, wenn sie eine solche Zufluchtsstätte gefunden hätten. Die roten Simmenthaler Kühe, die täglich ihre 22 Liter Milch geben, sind in einem Futterzustand, als tranken sie alle diese Milch selber.

Ursprünglich hell schokoladefarben, ist das ungarische Steppenvieh jetzt dunkel geworden, nach dem Rücken zu fast bläulich. Kühe und Stiere grasen zusammen und paaren sich ohne Aufsicht oder Einmischung — ein seltsamer Gedanke für uns, die wir von Kindesbeinen an daran gewöhnt sind, einen Stier nur mit einem Ring in der Nase und der Kette am Bein zu sehen.

Zum ersten Mal treffe ich hier die kraushaarigen, schnell springenden Mastschweine, deren Wolle zu Matratzen verwendet wird, — ein Wollschwein — zwei für einen Nordländer ganz unvereinbare Begriffe.

Hin und wieder müssen vierzehn Gespanne vor einer Herde Ochsen ausweichen, deren mächtige Hörner eine Erklärung für die verschwenderische Breite der Wege gibt. Diese Ochsen kamen zur Zeit der Völkerwanderung aus Rußland hieher und betrachten jetzt Ungarn als ihr einziges Vaterland. Sind sie auch stark und willig zu ziehen, so macht ihnen der Büffel doch den Rang streitig. Wo die Dreschmaschine sechs Ochsen erfordert, verrichten zwei Büffel die Arbeit spielend. Diese Büffel werden in Siebenbürgen gezüchtet. Ihre Milch ist fett und nahrhaft, aber sie hat einen eigentümlich strengen Geruch, denn der Büffel ist ja der Neger unter dem Hornvieh.

Mezőhegyes. ist sehr bekannt und empfängt Gäste von beiden Halbkugeln. Vor kurzer Zeit war hier ein ganz internationaler Kongreß auf Studienbesuch. Die Gäste kamen alle in Automobilen aus Budapest. Um sie zu ehren, stellte man ihnen alle Viergespanne zur Verfügung. Ein Argentinier rümpfte die Nase über etwas so Langsames, Altmodisches, Zeitvergeudendes. Derselbe Herr verlangte jeden Morgen — und erhielt es auch — in Mezőhegyes ein Schaf, das er selber erstach, am Rost braten und ungeteilt zu Tische bringen ließ, wo er es eigenhändig zerlegte. Man zeigte ihm die Hanffabrik, aber er schüttelte den Kopf: In Argentinien haben wir Baumwolle! Man zeigte ihm die Rübenhaufen der Zuckerrfabrik: — Wir haben glücklicherweise Zuckerrohr!

Also ist hier auch eine Zuckerrfabrik! Die muß ich sehen. In meiner Kindheit habe ich einmal in einer Zuckertonne gelegen und (zu meiner Schande muß ich gestehen) mich daran beteiligt, nach vergessenen Zuckerresten zu suchen. Eine ganze Zuckerrfabrik muß ja etwas überaus Herrliches sein.

Bereitwillig erfüllt man meinen Wunsch, aber der Leiter seufzt tief: „In dem Bereiche einer Staatsdomäne sollte alles vollkommen sein. Und so war es auch früher. Aber jetzt sind alle Arbeiter einberufen, russische Gefangene haben ihren Platz eingenommen, und die Russen sind nicht reinlich. Zu allem andern sind sie gut zu gebrauchen, reinlich sind sie aber nicht.“

Wir schreiben den 1. April. Seit dem vorigen August sind die Maschinen Tag und Nacht gegangen. Man hat keine Zeit zu der großen Hauptreinigung gehabt, die alle Wochen einmal nötig ist! 800 Russen sind hier beschäftigt. Daß sie hungern müßten, kann man nicht sagen. 1200 Gramm Brot — ich kann ja nichts dafür, daß außer der übrigen Kost sie soviel bekommen — erhält sie am Leben. Vielleicht verbrennen sie etwas davon, denn sie backen selber. Aber trotz dieser mächtigen Brotration naschen sie soviel Zucker, daß der Betrieb ein Defizit hat. Vielleicht liegt es auch daran, daß sie nicht ausgebildet sind. Als der Zuckerdiebstahl überhand nahm, ließ man die Gefangenen nach beendeter Arbeit untersuchen,

und die Fabrik konnte ein ganzes Museum von unerlaubten Gegenständen anlegen, die bei ihnen gefunden wurden.

Alle Russen sind geborene Metallarbeiter und alle haben sie eine Manie, Ringe zu machen. Das Material verschaffen sie sich auf irgend eine Weise. Eine Menge herrlich verarbeiteter Aluminiumfingerringe waren in Umlauf. Woher kamen sie? Wo war die heimliche Werkstätte? Wo war das Feuer des Schmelztiegels? Endlich entdeckte man den Sünder, einen jungen Russen, der seine Feldflasche eingeschmolzen und bei heimlichem Feuer auf offenem Felde während der Nacht die schönen Ringe gehämmert hatte.

... Von der Zuckerfabrik habe ich genug bekommen, mehr als genug.

In allen diesen dichten und leckenden Gefäßen, die sich mit einer Seekrankheit erregenden Geschwindigkeit drehen, siedet der furchtbar erhitzte Zucker. Ich trete, nein, ich wate, in Zucker. Ich rieche, schmecke, niese, huste Zucker. Mir wird übel vor Zucker, ich erstickte an Zucker. Die armen Russen, die hier umhergehen und so zuckervergiftet werden, daß sie täglich ein paar Pfund essen müssen, um sich nur aufrecht zu erhalten!

Von der Stunde an hasse ich Würfel- und Staubzucker. Die spitzen Zuckerhutformen, die auf dem Fußboden stehen wie die Termitenwohnungen in einer Schneewüste — etwas, was ich übrigens niemals gesehen habe — flößen mir einen fanatischen Ekel ein. Lieber will ich eine ganze Stunde in einem Aufzug mit einem schwitzenden Neger eingesperrt sein, als noch eine Minute länger in diesem Zuckergestank bleiben!

Gottseidank, jetzt treten die Straßenfeger mit ihren Besen an — sie fegen die Zuckermassen auf dem Boden zusammen! Wir gehen, um nicht mit zusammengefeht zu werden und in den Raffinadekessel zu kommen.

Es wird lange währen, ehe ich eine Zuckerdose wieder eines freundlichen Blickes würdige!

Knapp 10 Minuten ist es mir gegönnt, die schöne, reine Luft des lieben Gottes zu genießen — und nie im Leben hat

mir ein Salzwasserbad besser geschmeckt! Da wittert meine Nase schon wieder etwas Fürchterliches. Wir nähern uns der Hanffabrik. . . .

Der Übelkeit erregende Geruch des Zuckers verhält sich zu dem leichenartigen Gestank des Hanfes wie der Negergeruch zu den Düften, die der Kopfhaut eines Chinesen entsteigen. Aber es gilt tapfer sein, wenn ich etwas sehen will. Und der Anblick ist prächtig: Die jungen, geschmeidigen, sonnenwarmen Russen mit der Mütze im Nacken und dem offenen Hemd, tummeln sich in dem Abfallhaufen des Hanfes herum wie Kinder, die in Heuschobern spielen. Die Frauen der Umgebung helfen, und kleine Kinder und Hunde tun das Ihre, um den Wirrwarr bis aufs äußerste zu steigern.

Drinne in der Fabrik, wo das Öl ausgepreßt wird, wo die Hanffasern ausgeschieden und mit Maschinen- und Handkraft gereinigt werden, fliegen Spreu und stechende Flocken umher, hemmen das Atmen und entzünden alle Schleimhäute. Der Hanf wird zu Segelgarn, Tauwerk und grober Sackleinwand verarbeitet. — Früher ging das Meiste nach England, jetzt „geht“ es kaum so weit.

Die 2000 Russen in der Hanffabrik sind lustig wie die Schulbuben auf Ferienbesuch bei dem guten Onkel auf dem Lande. Sie denken nicht an Flucht. Im Gegenteil, man erzählt, daß sie sich nach dem Kriege hier für Zeit und Ewigkeit niederlassen wollen. Ob sich aber Mezöhegyes' Gastfreundschaft so weit erstreckt, dürfte mir doch zweifelhaft erscheinen — wenn auch die russischen Gefangenen hier, wie überall in Österreich und Ungarn, sehr beliebt sind.

Weiter fahren wir dahin in der wunderbaren Mohnblumenröte der sinkenden Sonne. Kein Wunder, daß das Korn auf den Feldern so dicht steht wie die Wolle der echten Teppiche. Tag und Nacht, drei Wochen hindurch, werden Äcker und Wiesen überrieselt, im Sommer mit reinem Wasser aus dem großen Kanal, im Herbst mit gedüngtem Abflußwasser aus der Zuckerfabrik. In Mezöhegyes fließt folglich nicht nur Milch und Honig, sondern Abflußwasser, und dieses Abflußwasser ist vielleicht nicht zum mindesten die Ursache, daß

die Staatsdomäne nicht nur eine musterwürdige Landwirtschaft, sondern auch eine kleine Goldgrube ist.

Man erzählt übrigens, daß nicht weit von hier — jenseits Szeged — eine wirkliche Goldgrube liegt, eine von den märchenhaften, in denen man das Gold „in Klumpen so groß wie Hühnereier“ findet. Nicht alle Hühner legen gleich große Eier. Sind die Hühner auf Kriegsration gestellt, so werden die Eier oft kleiner als Wallnüsse. Aber selbst Goldklumpen in der Größe von Haselnüssen sind doch noch wert, daß man sich danach bückt.

Die Mine ist alt und hatte lange unbenutzt dagelegen, als ein neuer Besitzer den Betrieb übernahm. Das Glück war ihm hold. Dann kamen die Arbeiter auf den Gedanken — augenblicklich sind es meist weibliche Arbeiter — daß das sozialistische Teilungsprinzip sich hier vorzüglich anwenden ließe. Sie nahmen bald eine Krume, bald einen Klumpen. Der Besitzer, der zufällig Goldklumpen von verschiedener Größe und jeglichem Gewicht sammelte und ebenso ungern wie andere Sammler sich einzelne Nummern der Sammlung rauben ließ, veranlaßte nun, daß die Frauen mit Röntgenstrahlen (oder war es mit Radium) untersucht wurden, ehe sie nach Hause gingen. Darüber waren sie aber so beleidigt, und wohl mit einem gewissen Recht, daß sie nicht wieder zurückkehrten. Und nun muß sich der Besitzer mit den Goldklumpen begnügen, die er hat, und im übrigen auf bessere Zeiten und auf Arbeiter warten, die nicht an dieser Sammelmanie leiden.

Ob die Geschichte wahr ist, kann ich nicht sagen.

Mezőhegyes gleicht einem Museum mit einer Unmenge von Sälen und Meisterwerken an allen Wänden und in allen Sälen. Und ich bin der arme Reisende, der gierig von einem Bild zum anderen eilt, ganz wirr vor lauter Entzücken und mit brennenden Augen. In einer Stunde wird das Museum geschlossen, und morgen bin ich über alle Berge. Hinterher habe ich dann Zeit genug, über alle die Bilder zu trauern, die ich nicht zu sehen bekam.

Aber dank meinen liebenswürdigen Wirten und Führern — drei Sterne in meinem Privabädeker — bekam ich in

Mezöhegyes in zwei Tagen mehr zu sehen, als ich auf eigene Faust in zwei Monaten erledigt haben würde.

Und die Folge davon ist denn auch, daß ich — wie die russischen Gefangenen — wenn der Krieg vorüber ist, wohl Lust verspüren könnte, mich selbst als grünen Baum mit einem Erdballen in die weiche, schwarze Erde Ungarns zu verpflanzen.

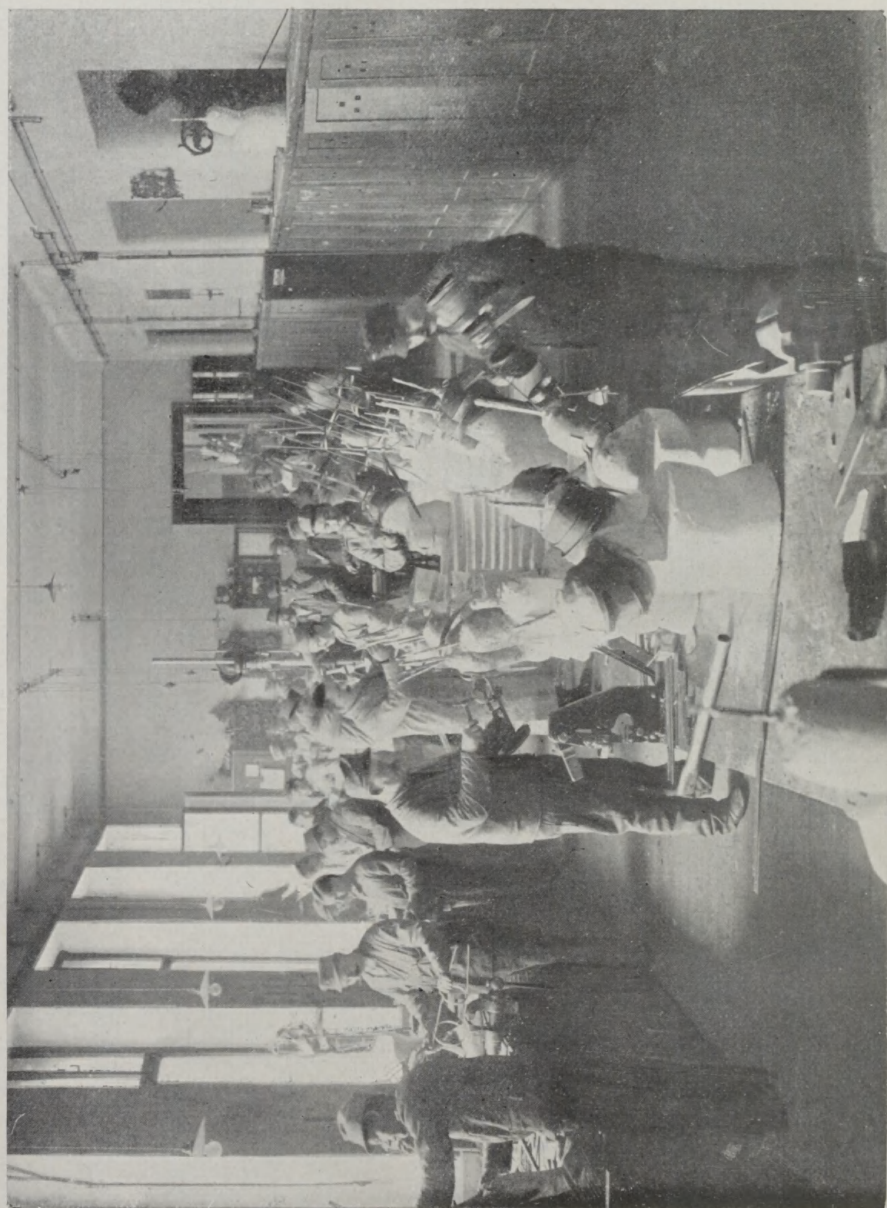




Der Viererzug



Arabisches Halbblut



Prothesenfabrik

Ungarn und seine verwundeten Söhne.

Wachsbleiche und schminkerote Calvilles liegen in ihrem Nest aus feingeschnitztem Seidenpapier. Die Brotkarten erhält man beim Portier. Auf der Speisekarte stehen Kapaun und Wildschweinsrücken. Das Zigeunerorchester spielt, aber niemand tanzt. . . .

Im Offizierskasino in Pilsen tanzten die Offiziere des 16. Regiments, das nach Hindenburg benannt ist, zur Zigeunermusik mit ihren jungen Frauen mir den echten Csardas vor — das heißt diejenigen, deren Beine nicht steif von Schießwunden waren.

Hier wird nicht getanzt, aber wir sind ja auch in einem öffentlichen Lokal, in einem Hotel.

Die Offiziere haben ihre Mahlzeit beendet. Von dem Wein ist nur noch der Ölrand in den Gläsern zurückgeblieben. Jetzt wird der Mokka gebracht. Wie auf Kommando machen die Offiziere dieselbe unwillkürliche Bewegung: heimlich stecken sie ein paar Stücke Zucker in die Tasche und lächeln vor sich hin. Der Zucker ist für — die Pferde.

Der Magyar soll gewalttätig in der Liebe und stark im Haß sein. Aber auf einem Gebiet ist er weich wie eine Frau: er liebt sein Pferd und streichelt es in Gedanken.

Denkt er daran, wie es ihn in die tiefen Wälder hineintrug, zwei Tage und Nächte, drei Tage und Nächte? Der Weg wollte kein Ende nehmen. Vorwärts! Vorwärts! In einem Schweigen, das sauste, in einem Schweigen, das sang. Wer hatte ahnen können, daß es solche Wälder gab! Das war in Russisch-Polen. Die Nahrung versiegte, die Offiziere hungerten, die Mannschaft

hungerte, die Pferde kämpften sich vorwärts. Drohend standen die Baumstämme da und dicht. Naturtempel, tausendmal mächtiger an Ausdehnung, als die von Menschen erbauten.

Da, endlich eine Lichtung, Felder, Häuser, Dörfer, Schlaf. Schlaf und warmes Essen! Hühner gackerten zu dem Winterhimmel empor. Absitzen! O, die Ruhe war süß. Man hätte im Stehen schlafen können. Aber niemand dachte daran, sich zu legen; nur die Pferde durften ruhen. Die Mannschaft watete kilometerweit durch kniehohen Schnee, um Heu und Stroh für die Tiere zu beschaffen. Erst dann kam die Reihe an sie selbst.

Der Krieg macht die Menschheit schlecht, aber der Krieg lehrt auch oft den einzelnen Menschen — der vielleicht vergessen hat, daß die Welt nicht für sein Wohlsein allein erschaffen wurde — Mitleid empfinden.

Krieg kann wie Fegefeuer wirken.

Eine Mutter — eine Fürstin — bekam Besuch von ihrem Sohn. 18 Monate war er in der Front gewesen. Dies war sein erster Urlaub und er währte nur wenige Tage: „Mama“, sagte er, „ich weiß nicht, wie es zugeht, aber da draußen, mitten zwischen all dem Grausamen, zwischen all dem, worüber ich nie sprechen könnte und woran ich nur ungern denken mag, habe ich ein Gefühl, als würde ich geläutert oder — verstehst du mich, Mama, es ist so schwer zu erklären, ich glaube, ich habe mitten im Schmutz meine Reinheit bewahrt. Nicht nur ich, sondern alle meine Kameraden.“ . . .

So kann der Krieg wirken.

*

Ungarn ist das Land der heißen Quellen. Nicht nur, daß man hie und da eine heiße und heilende Quelle findet, um die ein Weltbad gegründet wird und zu der eine internationale Schar von Tagedieben strömt, um sich die Zeit zu vertreiben und gleichzeitig alte Schäden zu heilen. Solche Quellen gibt es und sie finden ihren Ruf nach Verdienst. Aber so wie Finnland das „Land der tausend Seen“ ist, so ist Ungarn das „Land der heißen Quellen“. Auf dem Acker fast eines jeden

Bauern, im Dickicht fast eines jeden Waldes sprudelt in Ungarn eine Quelle hervor, heiß wie das Temperament des Magyaren, aber unbekannt, außer in der nächsten Umgebung, heilend, wundertätig. Erst in den allerletzten Jahren ist es Ungarn klar geworden, welch einen natürlichen Schatz es in diesen Quellen besitzt. Erst jetzt hat man angefangen, sie nutzbringend zu machen, ihre Wasser zu taufen, sie auf Flaschen zu füllen und in den Handel zu bringen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein einzelner Gutsbesitzer wie über Kuh- und Schafherden — Herr und Herrscher über ein halbes hundert Quellen ist, über eine ganze Naturapotheke von Heilmitteln ohne lateinische Namen oder ärztliches Rezept.

In Budapest selbst, am Fuß des Ofener Berges, sprudelt ein solcher Quell. Man hat ihn den Kaiserquell getauft und das darüber erbaute Bad das Kaiserbad genannt. Das Wasser ist so siedend heiß, daß es in Behälter gesammelt und von 65 Grad auf 40 Grad abgekühlt werden muß, ehe es in die mächtige Schwimmhalle hineingelassen wird.

Hier baden während des Krieges täglich an ein paar tausend Invaliden. Für Leute mit schwachen Nerven ist der Anblick nicht geeignet.

Zu Anfang müssen die Verwundeten und Amputierten dahin getragen und beim Baden gestützt werden. Aber die Heilkraft macht sich bald geltend, und wer anfänglich nicht vorwärts kriechen konnte, platscht bald lustig und ohne Hilfe umher.

Die Badeanstalt ist nicht nur für Wasser berechnet. Viele Patienten baden in heißem Sand, in Röntgenstrahlen, in ultravioletttem Licht.

Alle Formen für Krankengymnastik sind vorhanden und sind schon im Gebrauch. Sie setzen den Verwundeten instand, ohne fremde Hilfe gewisse mechanische Übungen zu machen, durch die langsam und ohne zu heftige Bewegung die kranken Glieder wieder in Ordnung kommen, die gelähmten Nerven zu neuem Leben erweckt werden.

Eine Grimasse, ein Zähneknirschen, ein leises, kurzes Stöhnen, sonst tiefe Stille. Ärzte, Masseure, Patienten, alle scheinen dieser Stille unterworfen.

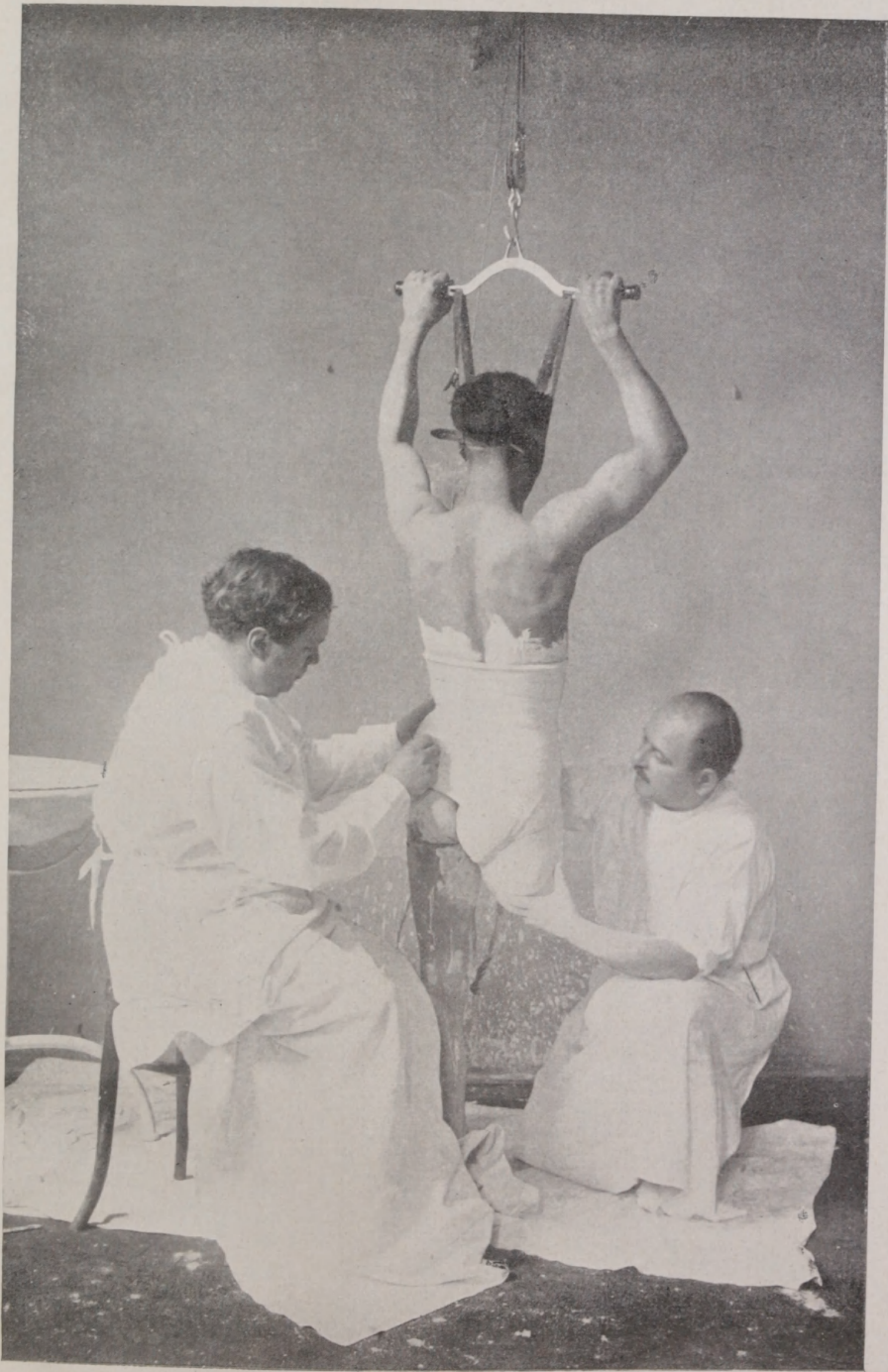
Man war nicht auf Frauenbesuch vorbereitet, und niemand ließ sich in seiner Arbeit stören. Was ich hier sah, war nicht so sehr das Werk von Granaten und Bajonetten; es waren verwelkte Gewebe, zerbröckelnde Knöchel, Hände und Füße, in denen der Frost wie mit Zangen die Gelenke auseinandergerissen und lebende Glieder zu wertlosen Klumpen gemacht hatte.

Aber draußen in der Sonne ruhten die Kranken, in Decken gehüllt, auf Bahren nach der Behandlung. Bleicher Zigarettenrauch zeichnete ihre fröhlichen oder schwermütigen Gedanken in die Luft. Die Schrift konnte ich nicht deuten. Die Sprache kannte ich nicht.

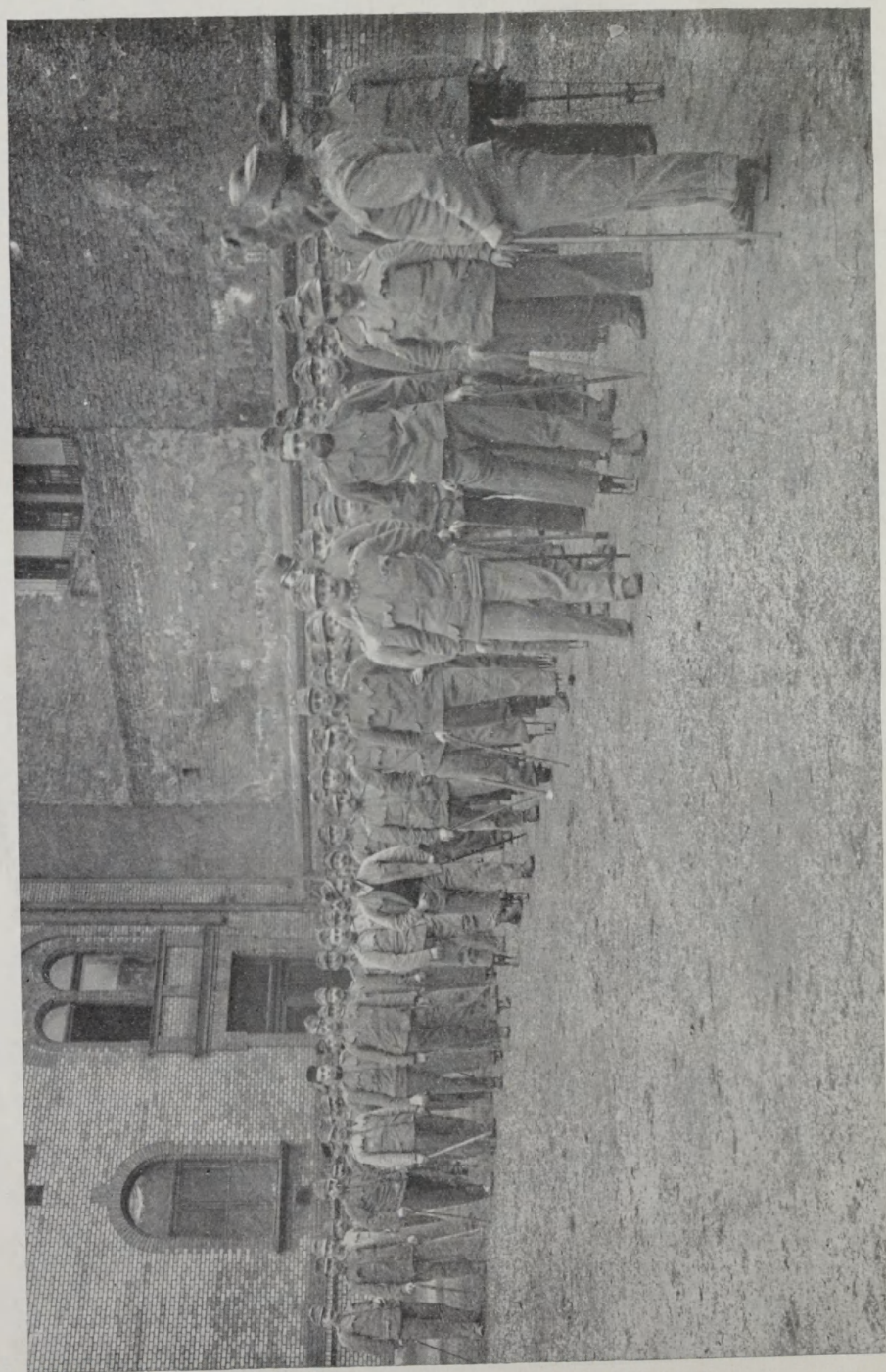
Entsprang denn dieser heiße Quell dem Fuße des Berges nur, weil er einstmals um Leben und Tod von Tausenden der jungen Söhne des Landes kämpfen sollte, oder war der Quell nichts als ein lieblicher und zufälliger Einfall der Natur?

Wir fahren an einem Gebäude vorüber. Mein Ritter und Begleiter erklärt mir, daß es „Gasthaus für das Volk“ heißt. Was es auch in Wahrheit ist. Hier erhält der müde Wanderer Nachtlager und — ein Bad für 10 Heller! Hat er 25, so bekommt er dazu noch eine reichliche Mahlzeit aus Butterbrot und Gemüsesuppe bestehend. Der Übertreter des Gesetzes, der seine Strafe gesühnt hat, kann hier seine Nächte in Frieden verbringen, bis er sich allmählich wieder an den Verkehr mit Menschen gewöhnt hat, und hieher nimmt oft für ein halbes Jahr der arme, ehrgeizige Student seine Zuflucht — er, für den Wissen und Können das Höchste im Leben ist. Am Tage findet er stets Unterkunft in irgend einer Bibliothek. Hier hat er während der kalten Nächte für 10 Heller ein Dach über dem Haupte, hier braucht er sich nicht seiner Armut zu schämen. Im Laufe der Jahre, wenn er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hat, wird ihn der Gedanke an das „Gasthaus für das Volk“ nur mit unbefangener Dankbarkeit erfüllen.

Wir befinden uns auf dem Wege zu den „Werkstätten“. Sie sind in der Nähe des Flusses, wo die Invaliden, die sich an die Prothese gewöhnt haben, sich in einem neuen Handwerk



Abguß zur Prothese



Zum Spaziergang bereit.

üben oder es lernen, mit Geräten zu arbeiten, die an das künstliche Glied befestigt werden.

Die Werkstätten sind heute zufällig recht leer. Manch ein Einarmiger, manch ein Einbeiniger, hat gerade Urlaub, um denen daheim bei der Heuernte oder der Frühlingsbestellung zu helfen. Das klingt wie ein schlechter Spaß. Aber soweit ist die Menschenklugheit gelangt, daß ein Mann, der den rechten Arm über dem Ellbogen verloren hat, graben, pflügen, eggen, harken, ja die Sense um die Wette mit seinen heilgliedrigen Brüdern führen kann. An den künstlichen Arm wird das Gerät festgeschraubt, und die Prothese ist so sinnreich zusammengesetzt, daß er die volle Herrschaft über die zu der Arbeit nötigen Bewegungen besitzt.

Die Schneider, Schuster, Sattler, Schmiede und Maler, die ich hier in Tätigkeit sah, sind freilich nicht im Sonntagsstaat. Sie tragen nur die Arbeitskleider, die Arbeitsprothesen: — Stelzfuß oder den künstlichen Arm ohne Hand, aber mit Behelfen zum Befestigen des Werkzeuges. Des Sonntags gehen sie, ein wenig steif — fast so, wie alte vornehm-steifbeinige Herren — auf ihren künstlichen Beinen mit feinen blanken Stiefeln und biegsamen Gelenken oder mit einer handschuhbekleideten künstlichen Hand, die den Stock gefaßt hält oder die Zigarre an den Mund führt.

Hier wird kein Zwang auf das Individuum ausgeübt. Es steht dem Wankelmütigen frei, zu probieren und zu verwerfen, bis er findet, was ihm als das Rechte erscheint.

Manch ein Mann, der in seinen jungen Jahren vom Willen des Vaters in eine Lebensstellung gezwungen wurde, die seinem ganzen Wesen und seiner Neigung zuwider war, kommt hier zum ersten Mal auf den rechten Platz. Für ihn wird der Verlust eines Gliedes in Wahrheit der Weg zum Glück. Es gibt Verwundete, die buchstäblich alle Handwerke ausprobiert haben, ohne sich bei irgend einem beruhigen zu können. Trotzdem verliert man nicht die Geduld. Es gibt andere Erwerbszweige als Landwirtschaft und Handwerk.

Der einarmige Violinspieler, der selbstverständlich kein künstliches Glied zum Bogenstreichen benutzen kann, lernt

es, mit Hilfe der Knie fertig zu werden. Der Handwerker endigt vielleicht als Künstler, der Künstler als Handwerker.

Die „Werkstätten“ liegen isoliert und bilden eine ganze kleine Welt für sich, wo man die Gedanken sammeln kann, weil nichts von außen die Aufmerksamkeit zerstreut.

Weiß Gott, hier stehe ich einem Erfinder gegenüber! Mitten zwischen all den anderen ein richtiger, lebender Erfinder! Ein zweiter Edison! Ein Bürstenbinder! Was ist natürlicher, als daß er seine Erfindungsgabe auf seinem eigenen Gebiet anwendet. Stolz-bescheiden zeigt er uns den Wunderbesen, der auf sieben verschiedene Weisen verwendet werden kann, so daß man damit in die verborgensten Winkel hinein, um scharfe Ecken biegen und auch alle möglichen anderen Kunststücke machen kann. Es ist ein förmlicher Hexenbesen. Ein Besen, den jedes anständige Stubenmädchen, das Achtung vor sich selbst hat, in Zukunft von ihrer Herrschaft verlangen wird, wenn sie nicht den Dienst kündigen soll.

Natürlich läßt er es nicht bei den sieben Arten bewenden. Eines schönen Tages hören wir sicher von einem Besen, der sich als Kochtopf, als Fuhrwerk, als Bügeleisen und als Kragen verwenden läßt. Und all das hat der Krieg hervorgebracht. Es nützt nicht, daß einer meiner Leser meinem Erfinder die Besenkunst ablauern will. Er ist so klug gewesen, sich ein Patent darauf geben zu lassen, und das Patent macht schon seinen Siegesweg über die neue und die alte Welt. Seine letzte Erfindung ist eine Maschine, mit der der einarmige Blinde ohne Hilfe Bürsten und Besen anfertigen kann.

Gerade, als wir Abschied nehmen wollen, kommt ein Mann mit einer Reisetasche in der Hand und stolpert eilig grüßend an uns vorüber. Er hat sich verspätet. Schon gestern hat er fort wollen, um der Frau daheim bei der Landarbeit zu helfen. Beide Beine und der linke Arm fehlen ihm.

*

An dem einen Ende des Gebäudes wird Munition hergestellt. Das Wort fließt so leicht über die Zunge. Es ist uns eine Gewohnheit geworden, es in den Mund zu nehmen, wie

es uns zur Gewohnheit wurde, von Schützengraben, Brotkarte und Flecktyphus zu reden, ohne uns eigentlich etwas dabei zu denken. Indessen hat die Munition selbst weder ihren Charakter noch ihre Handlungsweise verändert. Auch nicht, seit Frauen und Kinder sie herstellen dürfen.

Also man verstehe mich recht, man beachte meine Worte: — an dem einen Ende des Gebäudes wird Munition angefertigt — an dem anderen werden künstliche Glieder hergestellt!!! Ist es nicht, als hätte man eine Entbindungsanstalt und ein Schafott unter demselben Dach? In den Skodawerken habe ich gesehen, was mein Gehirn in Bezug auf Schießwaffen und Zubehör zu fassen vermochte. Deswegen läßt mich die Munitionsfabrik hier kühl.

Aber die Prothesenherstellung, die „Werkstätten“, wo man mit dem lieben Gott in unlauteren Wettbewerb tritt und ihm ins Handwerk pfuscht . . .

So rastlos, wie rings umher in der Welt Kanonen gegossen, Granatenhülsen gefüllt und Sprengstoffe gemischt werden, so rastlos jagend kämpft man hier, um Glieder aus Gyps zu gießen, Muskeln aus Holz und Gelenke aus Stahl zu formen. Kanonen und Prothesen, der Wettstreit zwischen zwei Mächten, ein Zweikampf im Weltkampf.

Jeder Granatentreffer bedeutet neue Prothesenbestellungen. Die Kanonen haben einen mächtigen Vorsprung im Wettkampf, indem ihre Arbeit im Laufe von Sekunden ausgeführt wird, während die künstlichen Glieder viel Zeit und unendliche Sorgfalt erfordern. Doch wird dem Vorsprung etwas Einhalt dadurch getan, daß die Fabrikation der Kanonen eine so langsame ist. Wäre dies nicht der Fall, so müßten die Prothesenmacher längst verzweifelnd die Hände in den Schoß gelegt haben. Zur Galvanisierung des Modelles zu den künstlichen Gliedern ist Sublimat erforderlich. In den Kellern der Fabrik, hinter einem fest verschlossenen Gitter mit einem bis an die Zähne bewaffneten Wachtposten davor, werden 200 Kilo Sublimat aufbewahrt. Ist das nicht eine Zahl, die für sich spricht? Ist es nicht wie ein Brunnen voll Morphinum zur Einspritzung gegen Schmerzen? In langen, hellen Sälen arbeiten

die Bildhauer des Krieges. Der Gypsstaub pulsiert wie das Mehl in einer Dampfmühle. Sie arbeiten nach „lebendem Modell“.

Zuerst litt der verkrüppelte Held, als die Kugel traf. Dann unter der Ermattung des Blutverlustes, während der angstvollen Wartezeit auf offenem Felde zwischen sterbenden Kameraden, dann unter der Hölle des Transportes und unter der Amputation selbst. Aber noch ist er nicht am Ende seines Martyriums angelangt. Das beginnt von neuem, wenn der „Bildhauer“ kommt, um Maß zu nehmen. Oft muß der Kranke festgeschnallt werden, wie in einem Schraubstock, während der Abguß des kaum geheilten Arm- oder Beinstumpfes vorgenommen wird. Später muß er sich daran gewöhnen, das neue Gewicht zu tragen — jeder Schritt ein reißender Schmerz. Dazu gehört größerer Heldenmut, als sich von dem durch die Luft fliegenden Granatsplitter durchbohren zu lassen. Hat er sich aber erst an die Prothese gewöhnt, so wird der Druck aufgehoben, und der Schmerz ist in der Regel vorüber; denn so kunstfertig hat die Kriegswissenschaft des Arztes diese Ersatzglieder ausgeführt, daß der Druck in Wirklichkeit nicht auf der Bruchstätte ruht, sondern auf gesunde Stellen des Körpers verteilt ist.

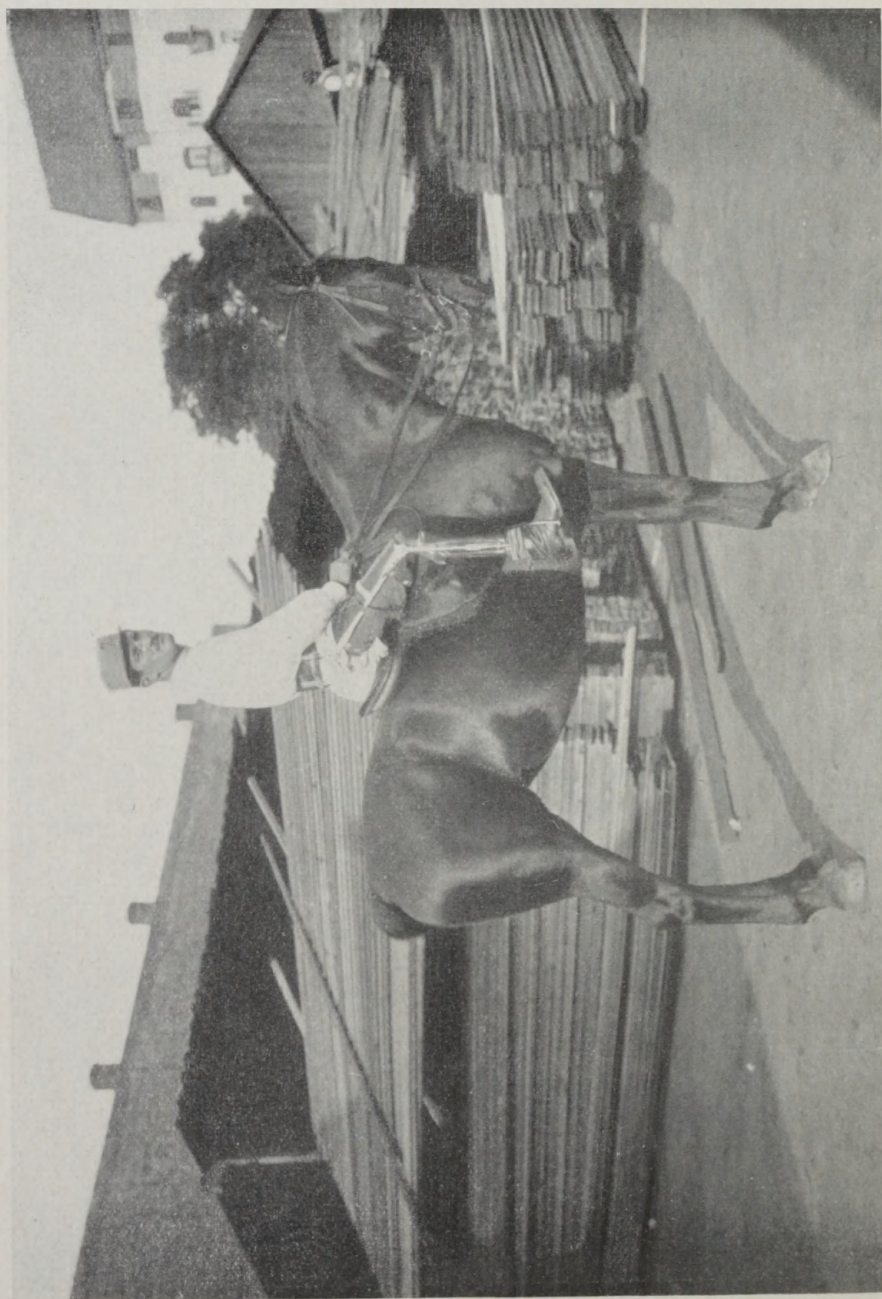
Es gibt hier in der Fabrik mechanische Abteilungen, wo man sich zu einem Uhrmacher versetzt glauben könnte oder in die Werkstätte eines Instrumentenmachers, der Instrumente zur Ausmessung des Himmelsgewölbes baut.

Wir gehen durch Labyrinth von unterirdischen Räumen, wo ein Wandbrett über dem anderen vom Fußboden bis zur Decke mit den noch feuchten Tonmodellen ganz besetzt ist: mit Menschentorsen, Kieferpartien, Armen und Beinen. — Flüchtig erinnert der Ort an gewisse ausgedehnte Rumpelkammern unter den Staatsmuseen, wo man Dubletten und entthronte Kunstwerke aufbewahrt.

Wir kommen zum Lagerraum, wo ein Stiefel neben dem anderen steht, wie in einer Schuhwarenfabrik. Sieht man genauer zu, so sind es nur ungleiche Stiefel. Doch nein, das entspricht nicht ganz der Wahrheit, leider nicht! Leider nicht,



Feldarbeiter



Reiter mit Prothese

sage ich, denn jedes Stiefelpaar bedeutet einen Menschen, der beide Beine verloren hat. Untersuchend gehe ich umher, bald die geschäftigen Arbeiter, bald die sorgsamsten Leiter ausfragend, und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Auf allen Seiten bin ich von Menschen umgeben, die stillschweigend die Segnungen der Prothese verkörpern.

Staunend, bewundernd lasse ich mich von dem überzeugen, was ich nicht für möglich halte: Die Prothese kann so täuschend hergestellt werden, gleich den natürlichen Beinen, daß nicht einmal der Gang sie verrät.

Das Kind im Menschen kommt wieder zum Vorschein. Wo ist der Unterschied zwischen dem kleinen Mädchen, das sich glückselig herumdreht, um in seinem neuen weißen Kleid bewundert zu werden, und dem Invaliden, der, stramm auf seinem künstlichen Bein und mit dem silberbeschlagenen Stock in der künstlichen Hand, auf- und niederschreitet?

Die Welt dreht sich um ihre eigene Achse. Der Mensch wird von dem Unerklärlichen aufrecht erhalten, das Selbst-erhaltungstrieb heißt.

. . . Es ist ja einerlei, wo ich ihn gesehen habe. Er war in der Nähe der Hüfte getroffen, der Schenkelknochen war zersplittert. Nach monatelangem Krankenlager wird er entlassen. Nach einem Bad will er aus der Badewanne steigen, gleitet aus, fällt und bricht den Schenkelknochen von neuem. Wieder ein schmerzvolles Krankenlager, wieder ein Zusammenwachsen, aber die Bruchflächen berühren einander nicht. Man ist gezwungen, das Bein zum dritten Mal auseinander zu brechen.

Dieser Mann zeigte mir strahlend — darf ich die Worte gebrauchen? froh und eitel — die Röntgenbilder von dem Bein, und besorgt, daß ich es nicht entdecken könnte, machte er mich darauf aufmerksam, daß . . . die Bruchflächen auch jetzt nicht zusammengelangten, sondern mehr als einen Zoll voneinander abstanden. Sein Lächeln hypnotisierte mich, auch ich lächelte.

Und gerade heute, kurz darauf, sollte ich wieder gegen meinen Willen hypnotisiert werden, sodaß ich lachen mußte.

Den Beschluß der Wanderung machte mein Besuch in einer der Kasernen, wo sich die Invaliden teils zur Nachkur aufhalten, bis die Prothese fertig gestellt ist, teils sich im Gebrauch der künstlichen Glieder üben. Jede Abteilung enthält etwas mehr als tausend Mann.

Die Patienten in der Warteabteilung machten einen vollkommen trostlosen Eindruck. Ein Bett neben dem anderen in langen Reihen, und auf jedem Bett ein sitzender, kauender oder liegender Mann, viele unverwandt den verstümmelten Körperteil anstarrend. Keine freiwillige oder gezwungene Beschäftigung leitet die Gedanken ab oder verkürzt die tötende Zeit. Mehr krank an Seele als an Körper, mit Selbstmordgedanken in den stumpfsinnigen Augen, saßen oder lagen sie auf ihren Betten, der eine gleichgültig gegen den anderen. Ein Abgrund trennt ein Bett vom anderen, derselbe Abgrund, der Geistesranke in der gleichen Abteilung trennt. — Völliges Aufgehen in das eigene Leid und Mangel an Interesse für andere.

Wieviel zufriedener waren sie, als sie eben amputiert, sorgfältig verbunden, in den Krankensälen der Hospitäler lagen, wo die Schwestern vom Roten Kreuz und die Ärzte wetteiferten, um das Lachen erschallen zu machen! Wo Freunde und Wildfremde ihnen Blumen und Zigaretten brachten! Untereinander hatten sie sich genug zu erzählen, „wie es zugegangen war“. Hielt der eine inne, so begann der andere. Man konnte dasselbe Erlebnis mehrmals erzählen und es mit jedem Mal ein wenig mehr ausschmücken — der anderen wegen. Unterlag einer einem plötzlichen Anfall von Melancholie, so waren alle übrigen gleich bereit, ihn wieder zu ermuntern, ihm frischen Mut einzuflößen. Dies war Gleichheit und Brüderlichkeit, versüßt durch die freundlichen Schwestern. Man sehnte sich im Grunde nicht mehr nach dem Leben da draußen. Man hatte es nur zu gut. Die Ruhe war zu süß.

Und dann eines Tages war es vorbei, es hieß: anderen Platz machen! Jetzt war man bis zur Nachbehandlung gelangt. Jetzt sollten die Nerven sich erholen, und dann, dann sollte man anfangen, gehen, lesen und schreiben zu lernen, zu einem neuen Erwerb angeleitet zu werden, wieder Mensch zu werden.

Vorläufig aber war man hier. Diese Invaliden, diese Hilfslosen glichen einer Schar von Enterbten, die, nachdem sie Jahre im Zellengefängnis verbracht hatten, plötzlich in die sogenannte Freiheit herausgeschleudert werden. Das Gehirn hat längst aufgehört, zu fungieren, die Sinne sind stumpf geworden.

Daß Mutlosigkeit so mutlos, Kummer so kummervoll sein kann!

... Seeadler mit abgerissenen Flügeln und Krallen, die sich in einer Sandwüste verbluten!

Aber Gottseidank, auf den Winter folgt der Frühling ... die zweite Abteilung der Kaserne bietet ein ganz anderes Bild.

Ein mächtiger Kasernenhof mit nicht viel Bäumen, aber um so mehr Sonne. Mitten auf dem Hofe Soldaten, in strammen Gliedern vorbeimarschierend. Eins, zwei! Eins, zwei! Mit Kommandorufen und Uniformmützen und Nummern auf der Schulter. Viele mit der Medaille auf der Brust.

Sie sehen mich an, ich sehe sie an. Sie lachen mir zu — ich lache wieder, hypnotisiert von ihrem jungen Lebensmut. Denn der Anblick war mehr zu Tränen geeignet. Stelzfuß an Stelzfuß, eine neue Art Menschen, die statt der Beine Stahlschienen, statt der Füße Metallplatten, nicht größer als Steigbügel, hatten.

Ein ausgelassener, übermütiger Köter von einem Hund, der auserkorene Liebling und Clown von tausenden von Männern. ...

Da hinten auf einem Stück Rasen kroch auf allen Vieren — zwei davon waren nur Stummel, die über den Knien aufhörten — ein Mann. Hatte er die Stelzfüße abgespannt, sie verlegt und kroch nun herum, um danach zu suchen? Ein Gummiball fällt vor ihm nieder. Er nimmt ihn, erhebt die Hand und wirft ihn — als sei es eine Rose — vor meine Füße. Er lacht, wir lachen alle.

Dies ist sozusagen das Stadion der Verkrüppelten. Ich kam gerade rechtzeitig, um einem Weltmeisterschaftsrennen um den höchsten Baum im Walde und um die Ehre beizuwohnen. Mit herzklopfender Spannung folgen die Zuschauer

dem Kampf. Ein Jüngling, der sich nicht weiter anzustrengen scheint, der sogar hin und wieder stehen bleibt und sich um sich selbst herumdreht, rafft sich plötzlich auf und kommt als flotte Nr. 1 an. Die Ehre gebührt ihm.

Sein Stelzfuß sieht ganz wohlgebildet aus im Vergleich zu dem gesunden Bein, das er während des Laufes steil nach der Seite spreizt.

Der Sieger wird unter Jubel und munteren Lobesworten bekränzt, er verbeugt sich, die Hand leicht aufs Herz gelegt, und sagt mit einem Spitzbubenklang in der Stimme: „Die Sache ist die: früher war ich der größte Faulstrick, wo es sich ums Gehen handelte, ich mochte kaum einen Fuß vor den anderen setzen. Jetzt muß ich mich beeilen, alle die vielen Spaziergänge einzuholen, die ich noch guthabe.

Der Stelzfuß geht über einen gepflügten Acker. Ungarische Felder sind — abgesehen von ihren sonstigen Eigenschaften — nicht immer glatt wie ein Parkettfußboden. Folglich nimmt es Zeit, sich an sie zu gewöhnen. Der ungepflügte Acker hier ist ein aufgebrochener Hofplatz von 100 Quadratmetern, mühselig und tief gefurcht, wie der Acker des Bauern nach dem Pflügen. Ein Straucheln, Lachkaskaden, übermütiges Darauflosarbeiten, fester Grund unter den Füßen. Jetzt ist noch das „hügelige Terrain“ zu nehmen. Ich werde beinahe seekrank beim Anblick dieser hölzernen Rutschbahn mit ihrer hinansteigenden, unebenen Flächenform. Das ist das Allerschwerste. So schwer, daß alle mit der Zunge im Munde balancieren und das Lachen bis hinterher verschieben müssen.

Blondins Seiltanz über den Niagara war gefährlicher, aber nicht spannender schwierig. Die Rutschbahn ist überstanden. Ganz laut keuchen wir. Jetzt mag es genug für heute sein. Feierabend. Zigaretten heraus.

Ich denke an die nebenan, die dasitzen und die blutroten Narben ihrer Beinstümpfe anstarren. . . .

Aber in drei kurzen Monaten sind sie so weit wie diese, sind sie lustig, in Anspruch genommen von dem Spiel in ihrem Stadion, das weiß ich, und dies Wissen tut gut.



Er hobelt sehr gut



Der Geiger

Jetzt noch Ungarn und sein Verhältnis zu den allerkleinsten verwundeten Kriegern. Sie, die zu klein, sich selbst zu verteidigen, der Hände beraubt wurden, die sie ernähren, der Füße, die sie tragen sollten: ihrer Väter und Mütter. Ja, darüber kenne ich eine kleine Erzählung, die wie ein Märchen klingt und wie eine Predigt wirkt, ein Stückchen Morallehre, das mindestens einmal in jedem Jahre in allen Schulen angewandt werden sollte.

Im Grunde brauchte man nicht mehr von Ungarn zu wissen, um ihm in Gedanken volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

*

Während der Flucht aus den Karpathen blieben 600 kleine Kinder zurück, hilflos, verlassen. Trotz aller Anstrengung gelang es nicht, die Eltern zu finden. Sie waren wohl auf der Flucht getötet, fortgeschleppt oder so verwirrt von ihrer Angst, daß sie alles vergessen hatten, selbst ihre eigene Nachkommenschaft. Man beschloß, die Kinder in ein Waisenhaus nach Budapest zu senden, natürlich unter genügender Begleitung. Die Blätter erzählten von diesem Zug der Waisenkinder und der Tag ihrer Ankunft wurde festgesetzt. Der Zug rollte auch auf den Bahnhof, aber — der Zug war leer.

Was war geschehen? War der Zug unterwegs überfallen worden? Hatte der Feind die Kleinen geraubt und fortgeschleppt? Im Gegenteil. Die Bevölkerung der Dörfer hatte von dem Zug mit den 600 vater- und mutterlosen Kleinen gehört. Es war eine stille Übereinkunft, daß man ihnen Obst und Erfrischungen bringen würde. Aber an jeder Station stellte sich der Bürgermeister oder der Dorfschulze an der Spitze seiner Bürger ein, zeigte Papiere vor und leistete Bürgschaft dafür, daß jeder, der eine der Waisen an Kindesstatt aufnehmen wollte, auch imstande war, es zu ernähren und ihm eine sorgfältige Erziehung zu geben. So eilig war das Ganze vor sich gegangen, daß man in Budapest, wo die Betten im Waisenhaus bereit standen, nichts davon wußte, ehe der leere Zug auf den Bahnhof rollte. Ich frage: Gibt es ein anderes Land, wo etwas Ähnliches geschehen könnte? Alle kleinen Leute in

Ungarn lieben Kinder, und 96 Prozent von sämtlichen Kriegswaisen des Landes sind schon bei Verwandten oder Freunden der Eltern untergebracht, nur 4 Prozent werden auf Staatskosten erzogen.

*

In meinem Elternhause wurde nur selten Wein getrunken, und wir Kinder bekamen niemals Erlaubnis, Wein zu kosten. Aber einmal, nach einem argen Fall, flößte der Vater mir einen Teelöffel voll Wein ein. Den Geschmack dieses Weines habe ich niemals vergessen. Ich glaube, ich könnte ihn zwischen tausend Weinproben wiedererkennen. Später erfuhr ich, daß es ein Tokayer von einem besonders guten Jahrgang gewesen war.

Süß, stark und unvergeßlich, wie jene Tropfen Tokayer, wirkte auf mich Ungarns Verhältnis zu seinen kriegsinvaliden Söhnen, den großen, wie den kleinen.



Eine Soldatenfrau.

In Ungarn steht jede Frau auf ihrem Posten. Angefangen von der Erzherzogin Augusta, die ein wundervolles Beispiel gibt, wie eine Frau ihres Mannes Wirksamkeit ergänzen kann. Er befehligt die siebenbürgischen Truppen, verbringt jede freie Minute mit den kämpfenden Kameraden, steht ihnen bei in Leben und Sterben, ist ihr Abgott. Seine Frau widmet sich seit Kriegsbeginn der Pflege kranker Soldaten. Wie mütterlich und hingebungsvoll sie das tut, ist beispielgebend. Alle ihre königliche Würde schmilzt in weiblichem Mitgefühl dahin, wenn ein paar Soldatenaugen trostheischend nach ihr blicken. Wer sie an der Stätte ihrer harten täglichen Arbeit gesehen hat wie ich, der begreift, daß sich um den „ungarischen“ Erzherzog und seine Frau ein Legendenkreis zu bilden beginnt.

Sie zeigt mir persönlich das kleine Spital, das sie für sechzig Offiziere zu Kriegsbeginn aus eigenen Mitteln errichtet hat und selbst leitet. Kein Spital, sondern ein Heim.

Mit energischer Bewegung legt sie ihren Militärmantel ab und steht in ihrer ganzen Schlankheit hoch aufgerichtet vor mir. Militärisch gerade ist ihre Haltung, aber der widerspricht die vollendete Weiblichkeit ihres Lächelns.

Die Erzherzogin unterhält sich mit den jungen Kriegern, so, wie ich mir denke, daß sie sich in Friedenszeiten mit ihren Gästen unterhält. Der eine kann es kaum erwarten, ihr die alte Laute zu zeigen, die er sich eben angeschafft hat, mit dem anderen muß sie einen Band Gedichte durchblättern, die sein Freund, der Dichter, ihm geschickt hat.

Es ist Abend, später Abend sogar, und doch habe ich den Eindruck von Tag und Sonne. Wie unbeschreiblich gut und wohlighaben sie es hier: Blumen und Kölnerwasser,

Bücher, Zeitungen, Zigaretten, elektrische Bettlampen und jeden Abend mehrstündigen Besuch der liebenswürdigen Hausfrau.

Einige von den jungen Verwundeten haben schon den Kopf zur Seite gelegt und sind eingeschlafen. Auf den Zehenspitzen schleicht die Erzherzogin zu ihnen hinein — glücklich lächelnd, wie eine junge Mutter, die am Vorabend des Geburtstages die Geschenke am Bett ihres schlafenden Kindes aufbaut — gibt uns ein Zeichen, den Atem anzuhalten und legt auf jedes Kopfkissen eine von den kleinen Gaben, die sie bei sich führt.

Es ist elf Uhr abends, ehe wir aufbrechen. Am nächsten Tag gilt der Besuch den „Augustabaracken“, einem der vielen, großen Barackenspitäler vor den Toren Budapests. Die Erzherzogin ist pünktlich — eine Eigenschaft, die fürstlichen und gekrönten Häuption gemeinsam zu sein scheint. — Wir legen Schwestertracht an, ganz weiß, und begeben uns in die Baracke für Nervenstörungen.

Wie traurig auch der Eindruck junger Soldaten mit Prothesen sein mag, er verbleicht vor diesen scheinbar Unverwundeten, die im tiefsten getroffen sind: in ihrer Seele. Soldaten: Magyaren, Kroaten, Serben, Türken und Czechen — alle wie zitternde, lallende Greise, mit angstvoll starrenden Blicken und hilflos verzweifelter Mund. Alle wie angeschossene Tiere, deren stumme Augen um den Gnadenstoß flehen — vergebens flehen und keine Kraft haben, sich ins Dickicht zu schleppen, um keusch die Greuel des Schmerzes und Todes zu verbergen.

Die Erzherzogin geht von Bett zu Bett, wie jemand, der viel Zeit hat. Sie spricht mit jedem einzelnen — direkt oder durch einen Dolmetsch — fragt, tröstet und verteilt ihre kleinen Gaben, Bücher, Denkmünzen mit vielsprachigen Inschriften, Zigarren, Zigaretten und Marmeladen. Jeder Patient bekommt so ein kleines Geburtstagstischchen aufgebaut.

Diese traurigen Menschenreste, die selbst hier im Spital der militärischen Disziplin unterstehen und die damit verbundene Ehrfurcht vor dem Vorgesetzten fühlen, bringen mit rührendem Freimut alle Wünsche und begründete oder unbegründete Beschwerden vor die hohe Frau. Auf alle hört sie.

Sie setzt sich an den Bettrand, bald zum einen, bald zum anderen, streicht ihm lind über die Stirne, nimmt seine zitterige Hand in die ihre und lauscht geduldig der gestotterten Darstellung. Einer der Kranken zeigt ihr schluchzend einen Brief von zu Hause und bittet um Transferierung in sein fernes Heim: „Damit ich bei meinen Leuten sterben kann. Neunzehn Monate liege ich jetzt hier; ein Mensch werde ich ja doch nicht wieder!“ Sie wendet sich zum Chefarzt und spricht lange mit ihm. Dann sagt sie milde zu dem Unglücklichen: „Es geht dir schon besser. In ein paar Monaten wirst du so weit sein, daß du auf den Beinen stehen kannst. Dann schicken wir dich zu deiner Frau!“

War es Wahrheit oder nur Trost? Ich weiß es nicht. Der Kranke aber atmet tief auf, wie befreit von einer schweren Last. Er schließt die Augen und ein Lächeln — vielleicht das erste seit Monaten — erhellt sein bleiches stoppeliges Gesicht.

Ich weiß, daß allerorts vornehme Frauen die üblichen Spitalsbesuche machen. Das ist nichts Neues. Das Neue am Wirken der Erzherzogin war für mich die wunderbare Selbstverständlichkeit, mit der sie täglich den Anblick solchen Elends auf sich nimmt. Neu und bemerkenswert schien mir die Demut in ihrem Tun. Mir war, als wollte sie sagen: Wie ohnmächtig bin ich doch! Um wie viel großartiger euer Leiden, als meine Hilfe. Verzeiht der Menschheit den Wahnsinn, der euch so elend gemacht hat. Verzeiht mir, daß ich es wage, euch zu nahen, daß ich so kühn bin, euch helfen zu wollen.“

Diese Gedanken las ich auf der klaren Stirne der Erzherzogin, als ich — das Herz voll Leid — an ihrer Seite die Augustabaracken durchschritt.



Die warme Farbe.

Vielleicht ist es Täuschung: aber mir will es scheinen, als sei das „Ungarische Rote Kreuz“ um eine Nuance wärmer in der Farbe als die anderen ähnlichen Einrichtungen. Vielleicht ist es die Sache an sich, die mein Blut schneller kreisen ließ und meinen Blick empfänglicher machte für die schöne Farbe des Kreuzes.

Die Kriegsspitäler in und um Budapest sind übervoll. Es gilt, den Verwundeten so schnell wie möglich notdürftig zusammenzuflicken und ihn so weit auf die Beine zu bringen, daß er anderen Platz machen kann. Am liebsten möchte man ihn sofort wieder an die Front schicken. Aber sein Zustand, der seelische wie der körperliche, läßt viel zu wünschen. Die Spitalskost ist ja auch nicht als Mastkur gedacht. Nun hat zwar das Ärar seine militärisch geleiteten Rekonvaleszentenheuser, wo die Verwundeten bleiben können, bis sie wieder zu ihrem Truppenkörper einrücken müssen. Aber diese Heime können — aus leicht begreiflichen Gründen — sich nur mit dem leiblichen Wohl befassen.

Zwischen dem Spital und den militärischen Rekonvaleszentenheimen stehen — wie liebliche Oasen in einer Sandwüste — die Heilstätten des Ungarischen Roten Kreuzes. Es gibt, wenn mir recht ist, 32 solcher Heilstätten mit 3000 Betten in Budapest. Meine knappe Zeit erlaubte mir nur einen flüchtigen Besuch in einigen.

Reine Betten, frische Luft, Riesenportionen schmackhaften Essens, lauter freundliche Schwesterngesichter, keine Spur von strenger militärischer Disziplin. Ein kleines Heim, jedes einzelne Zimmer mit Bildern geschmückt und mit duftendem Weihnachtsgrün behangen. Die Verwundeten sind mit

Kartenspielen und Zeitunglesen so beschäftigt, daß sie sich nur schwer losreißen können, um zu Tische zu gehen.

Lange Reihen roter Fez, unter jedem Fez ein schwarz-äugiger Türke, vor jedem Türken eine dampfende Eßschale streng nach mohammedanischem Ritual zubereitet. Feiner Duft von Zigaretten und schwarzem Kaffee.

Lange Reihen reiner Betten und in jedem Bett ein schwermütiger Türke. Junge Frauen in weißen Kitteln mit der Roten Kreuz-Binde tragen ihnen das Essen ans Bett und bringen sie zum Lächeln. In einem Bett ein Mann mit schwarzen Gläsern vor den leeren Augenhöhlen. Taub ist er und wartet nun auf zwei Glaskugeln, um dann nach Hause zu seiner „einzigen“ Frau zu fahren.

Ein hohes Haus mit Altanen und dem Blick über die ganze Stadt. Hoch oben ein herrlicher, strahlend heller Saal. In diesem Saal Theater mit selbstgemachten Dekorationen und Geigenspiel und Geplauder von hundert jungen Stimmen.

Ein schmuckes Operationssälchen, weiß wie das reinste Taschentuch. Lange Räume mit Zanderapparaten, teils durch elektrische Kraft, teils durch die der Patienten angetrieben. Die letzteren von verwundeten Tausendkünstlern verfertigt.

Werkstätten. Hier wird gehobelt, da gedreht, dort werden Schuhe mit Kriegssohlen benagelt. Schulräume für Analphabeten.

Ein Unteroffizier, die Brust mit Medaillen bedeckt. Er hat einfach alle Auszeichnungen, die ein Unteroffizier haben kann. Hätte er in den Tagen des alten Fritz gelebt, er wäre längst General.

Überall diese wohlige, heitere, freie Stimmung, die nur dort möglich ist, wo gütige Frauen herrschen.

Von den 380 Pflegerinnen sind 300 freiwillige. Die täglichen Kosten belaufen sich auf 20.000 Kronen, wovon nur die kleinere Hälfte vom Militärärar vergütet wird, während der Rest durch Sammlungen aufgebracht wird.

Das Heim, das ich zuerst besuchte, „Angelina“ heißt es, spukt unaufhörlich in meinem Gehirn, sowie der Gedanke an ein nicht gehaltenes Versprechen. Von diesem Heim muß ich sprechen — zu denen, die es hören wollen. 300 Betten,

300 Männer: taube, stumme, taubstumme, lallende, stotternde und dabei am ganzen Leib zitternde. Sie können kein Buch halten, können nicht miteinander sprechen, können nicht arbeiten, viele nicht einmal das Essen zum Munde bringen. Die Zeit dehnt sich für sie endlos. Die guten Schwestern tun ihre Pflicht und viel, viel mehr als das, aber das reicht nicht. Die Stunde so arm, der Tag so endlos wie eine schlaflose Nacht. Der Krieg ist mit ihnen übler umgesprungen als mit jenen, die Arme und Beine verloren. Kein Arzt kann ihnen helfen, weder das Messer, noch das Heilmittel. Nur vielleicht die Zeit und — ein bißchen Freude, ein bißchen Ablenkung.

Ich wollte, die jungen Mädchen von Budapest gingen, statt aufs Eis oder auf der Andrassy-utcza zu spazieren, zu diesen ärmsten aller Kriegsoffer. Jugend und Winterkälte käme mit ihnen, jede hätte eine Blume mit, ein schönes Lächeln, eine liebe kleine Geschichte zum Erzählen oder zum Vorlesen. Oder sie könnten, statt Blumen mitzubringen, ein magyarisches Lied ertönen lassen, gesungen mit warmer, klarer und unschuldiger Stimme. Dann wüßten die Krieger, wofür sie gekämpft haben. Oder wenn sie ihre Kasten durchstöberten nach alten Puppen, Zinnsoldaten, Spieldosen. Ein Apfel in acht Teile geteilt, von liebevollen Fingern in den Mund gesteckt, kann stundenlang tröstend nachwirken.

Es ist jetzt nicht mehr möglich, wie es zu Anfang des Krieges geschah, die Soldaten mit Zigaretten und Süßigkeiten zu überhäufen. Aber ist das auch nicht nötig. Die bloße Gegenwart hat auch ihren Wert. Man darf nicht so bescheiden sein, das zu unterschätzen.

Von allen Kriegsoffern brauchen diese am meisten die Heilkraft, die von jungen weiblichen Wesen ausströmt. Und dazu ist keine Ausbildung, keine Uniform, kein Geld erforderlich. Nur ein feuriges rotes Herz, so warm wie die Farbe des ungarischen roten Kreuzes.



Auf ihrem Posten.

Das Schloß liegt einige Stunden von Budapest weit. Die Säulenkolonnen und die Seitenflügel glänzen in der Sonne wie Bernstein. Seit Anfang des Krieges ist das Tor verschlossen und verriegelt. Der meilenweite Park ist tief verschneit. Keine menschlichen Stapfen unterbrechen seine glatte Fläche.

Am Parkrand liegt ein kleiner Pavillon. Er verhält sich in der Größe zum Schloß wie ein Goldfischglas zu einem Karpfenteich. Drinnen sind wohlig-warme Kammern, wo Herzen, Uhren und Schreibmaschinen um die Wette ticken. Dort sitzen junge Frauen mit großen Büchern, schreiben und rechnen, prüfen und vergleichen. Die Herrin des Schlosses ist eine der tätigen Frauen, vielleicht die allertätigste. Sie gönnt sich nicht einmal einen Feierabend.

Als man zu Kriegsbeginn die Frauen zu Hilfe rief, sagte man auch zu ihr: „Komm und pflege!“

Durch die Fenster des Schlosses sah sie die Rauchsäulen ihres Dorfes aufsteigen. Am fernen Horizont der Ebene zeichneten sich die Kirchsipitzen anderer Dörfer. Sie antwortete: „Meine Pflicht ist hier. Mein Platz ist hier. Hier bleibe ich.“

Von nah und fern, von 91 Dörfern kommen die Magyarenfrauen schwankend in ihren ungeheuerlichen Faltenröcken. Sie tragen mit sich ein ungeheueres Bündel von Sorgen, Beschwerden, Fragen, Hoffnungen und Wünschen. Ihr Ziel ist der kleine Pavillon. Die Schloßfrau ist ihr Orakel, ihre Vorsehung geworden. Eine Vorsehung, die alle Dokumente in Ordnung hat.

An der Wand des Wartezimmers hängt ein Karton voll von Namen und Daten. Das ist das Verzeichnis jener Kriegs-

gefangenen, die als tot galten und von denen nach langer Zeit — ja nach 27 Monaten — dennoch wieder Lebenszeichen eingetroffen sind. Frauen, Mütter, Bräute, die schon ganz verzagen wollen, starren so lange auf diese Liste, bis sie sich etwas Trost herausbuchstabiert haben.

Der ganze Briefwechsel mit den Kämpfern und den Gefangenen flutet durch diesen Pavillon. Wenn Briefe und Karten ankommen, in vielerlei Sprachen gekritzelt, gilt es erst ihren Inhalt zu deuten und in verständliche Worte zu übertragen. Jeder Brief wird in drei Exemplaren in Maschinschrift vervielfältigt, das Original der Sicherheit wegen aufbewahrt. Über alle Adressen wird Buch geführt und über alle Daten von Ankunft und Abgang der Briefe.

Manche Frauen von Kriegsgefangenen können ja nicht schreiben. Aber auch die es können, ziehen es vor, die Gräfin zu ihrer Sekretärin zu machen: „Sie weiß ja doch am besten, was so in Briefen zu stehen hat.“ Und die Gräfin weiß es auch. Wie durch einen Zauber versteht sie alles. Sie dient sogar — trotz ihrer strengen Grundsätze — als Postillon d'amour für Liebende, zwischen denen Elternverbot trennend steht.

Almosen werden nicht gegeben. Das paßt nicht zum Ungartum. Aber jede Frau, die in augenblicklicher Not ist, geht ruhig zur Gräfin und empfängt ein zinsenfrees Darlehen ohne Empfangsbestätigung auf Ehrenwort.

Nach Feierabend versammeln sich die jungen Mädchen des Dorfes und nähen Kleider für die Ärmsten. An der Wand hängt ein buntgemaltes, blumengeschmücktes Namensverzeichnis der freiwilligen Helferinnen. Neben dem Namen steht die Stundenzahl, die sie ihrer Hilfsarbeit gewidmet haben. Mit Achtung liest man, daß ein junges Mädchen 259 ihrer kargen Feierabendstunden dem Vaterlande gewidmet hat.

Noch weiter geht die Fürsorge der Schloßfrau: sie erstreckt sich auch auf ärztliche Behandlung, freie Apotheke, unentgeltlichen Rechtsschutz, Wochenpflege und Aufbewahrung der Kinder in Tagesheimstätten.

Sie ist es, die um Heimurlaub für den Gatten ansucht. Sie hat es in ihren Büchern, wann er zuletzt da war. Sie

erwirkt die Verschickung der transportfähigen Kranken zur Pflege in die Heimat. Jede solche Transferierung kostet sie ein halbes Pfund Briefe, viel Geduld und viel Energie.

In ihrer Freizeit hat die Gräfin einen Plan ausgearbeitet, den sie dem Staat unterbreitet hat. Er geht darauf aus, die Unterstützungen der Kriegerfrauen gerechter zu verteilen und zugleich dem Staat erhebliche Summen zu sparen. Durch sorgsame Studien hat sie das Existenzminimum für die Frauen ihrer Gegend festgelegt. Ich kenne die Zahl nicht, zu der sie gelangt ist. Nehmen wir aber an, sie betrage 1500 Kronen für die Frau und ihre drei Kinder, so ist die Gräfin dafür, von dieser Summe den Lohn abzuziehen, den die Frau und ihr erwachsener Sohn in der Fabrik erwerben, oder den Preis des Ertrages von Feld und Kuh. Hier wird der Staat 300 Kronen beisteuern müssen, an anderer Stelle den vollen Lebensunterhalt, an einer dritten nichts. „Alle werden zufrieden sein,“ meint die Gräfin, „wenn nicht die reiche Nachbarin genau so viel bekommt, wie die ganz mittellose Häuslerfrau.“

Die Gräfin, vor dem Krieg nichts als eine vornehme Dame, ist jetzt Arzt, Notar, Bankier, Lehrer, Beichtvater und Nationalökonom.

Sie hatte Recht, als sie ihren Posten nicht verließ. Hoch aufgerichtet steht sie auf der Kommandobrücke und lenkt mit ruhiger Hand das Steuerruder des Schiffes, beladen mit den Schicksalen ihrer bauerlichen Schwestern.



„Mein Vater ist der Staat!“

Ein Freund sagte: Der Magyar ist ebenso störrisch wie stolz. Er beugt sich nur seiner eigenen Überzeugung und läßt sich weder drohen, verlocken, noch kaufen. Aber rufe seine Ritterlichkeit an und er ist bereitwillig wie sonst keiner.

Die Liebe des Magyaren zum tausendjährigen Reich und sein Stolz darauf ist beim höchsten Aristokraten und ärmsten Fußtabauern gleich. Aber sein ritterliches und beschützendes Verhältnis zu Kindern steigert sich — wenn möglich — je weiter man auf der Gesellschaftsleiter hinabsteigt. Ich glaube fast, daß gerade diese Warmherzigkeit, die sich mehr in Handlungen als in Worten äußert, es möglich gemacht hat, daß sich Ungarn durch jahrhundertelange Stürme so stark bewahrt hat.

Im Jahre 1903 gab Ungarn dem Kind ein Recht, das es, soviel ich weiß, in keinem anderen Lande hat. Die Initiative ist kaum von den Bauern ausgegangen; hätten die aber nicht eben diese Eigenschaften gehabt, so wäre das „Recht des Kindes“ ein schönes Wort geblieben.

Das elternlose, das verlassene, das uneheliche Kind steht in Ungarn unter dem persönlichen Schutz des Staates. Es ist das Kind Ungarns. Fragt jemand in der Schule ein solches Kind: „Wer ist dein Vater?“ so klingt die stolze Antwort: „Mein Vater ist der Staat!“

Jährlich gibt Ungarn für seine 75.000 Adoptivkinder zehn Millionen aus. Teilt man diese an sich ganz schöne Summe auf, so kommen nur 133 Kronen auf den Kopf. Für diese Summe kann man ein Kind nicht mit Essen, Kleidern oder was sie sonst zum Leben brauchen, erhalten, selbst nicht dann, wenn sie in Baracken zusammengepfercht wohnen und

ein Essen bekämen, wie in Gefangenen- oder Flüchtlingslagern.

Der Staat läßt also seine Adoptivkinder verhungern? Der Staat ist also ein Engelmacher, der sich auf bequeme Art von unwillkommenen Schmarotzern befreit? Oder wie soll man das verstehen?

Der Staat errichtet keine Waisenhäuser, geschweige denn Kinderbaracken, sondern er gibt seine Kinder einzeln in Kost und Pflege, und wacht strenge darüber, daß das Kind in keinem Falle seelisch oder körperlich Not leide. Wie ist das möglich, wenn das Kostgeld erwiesenermaßen ungenügend ist?

Hier ist die schöne Lösung des Rätsels: Jeder Bürger oder Bauer, der ein „Kind des Staates“ in sein Haus aufnimmt, legt aus eigener Tasche Geld dazu. Mit anderen Worten, wäre nicht die beispiellose Liebe des Ungarn für seine Kinder, so müßte entweder der Staat die doppelte und dreifache Summe hergeben, oder die hilflosen Kinder müßten zu Grunde gehen.

Die „Kinder des Staates“ sind nicht über das ganze Reich wie Spreu im Winde verstreut. Sie sind untergebracht in 400 Gemeinden, wo die klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse geeignet befunden werden.

Der Staat bezahlt für Säuglinge 21 Kronen monatlich, für Kinder zwischen 1 und 2 Jahren 10 Kronen, für solche zwischen 2 und 7 Jahren 8 Kronen. Der Staat bezahlt außerdem Schulgeld, Arznei und — wo es gewünscht wird — Kleider. Schon in Friedenszeiten kann man das nicht für ein gutes Geschäft halten, wie erst jetzt? Der Staat hat das Kostgeld nicht erhöht. Nicht aus Knauserei, oder um die Last auf andere abzuwälzen, sondern aus rein moralischen Gründen. Jetzt war der richtige Augenblick, um es schwarz auf weiß zu bekommen, wie die Pflegeeltern zu ihrem Kostkind eigentlich standen.

Von allen 75.000 wurde kein einziges Kind zurückgestellt. Unter den „Kindern des Staates“ befanden sich vor dem Kriege 300 bis 400 ausländischer Herkunft. Mit echt ungarischer Gastfreundschaft hatte man ihnen gleiche Rechte mit

den Landeskindern eingeräumt. Jetzt aber, so meinte man, ziemte es sich nicht mehr, die Staatskasse mit ihrer Erhaltung zu belasten. Den Pflegeeltern wurde bedeutet, sie sollten diese Kinder zurückstellen, weil man nicht mehr für sie bezahlen wollte und beschlossen hatte, sie außer Landes zu schicken.

Auf alle Aufforderungen kam die gleiche Antwort: „Wir behalten das Kind ohne Entgelt.“

Der rumänische Einbruch geschah bei Nacht und wirkte deshalb so überwältigend auf die nichtsahnende Bevölkerung, die Hals über Kopf fliehen mußte. Überall wurden die Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen. Die Taufe eines jeden im Dorfe geborenen Flüchtlingskindes wurde von den Bauern mit großen Festlichkeiten begangen. Die Kinder, die auf der Flucht von ihren Eltern getrennt worden waren, wurden mit Jubel an Kindesstatt angenommen. Mehrere Dörfer, denen man keine Kinder geschickt hatte, beklagten sich: „Sind wir denn keine so guten Patrioten, wie die von X?“

Diejenigen Kinder, die schmutzig und mit Ungeziefer bedeckt ankamen, wurden im gleichen Augenblick von den sauberen ungarischen Frauen gewaschen, gesäubert und von Kopf bis zum Fuß neu gekleidet.

In Jasz (dessen Insassen sich rühmen, mit Arpad ins Land gekommen zu sein) wurden 300 ruthenische Flüchtlingskinder behalten. Die Gemeinde Jasz ist katholisch, ebenso waren die Kinder. Doch konnte der ungarische Pfarrer sie nicht recht zutraulich machen. Da telegraphierte die Gemeinde Jasz und ließ sich einen ruthenischen Pfarrer kommen.

Von der gleichen Gemeinde hat man mir erzählt, der dortige Pfarrer habe die Monstranz, nachdem alle Ehefrauen sie geküßt hätten, zum Trost den Ehemännern ins Feld gesendet.

In jeder Gemeinde, der der Staat Kinder anvertraut, ist im Amt oder Ehrenamt eine Aufsichts dame bestellt. Sie ist sozusagen das Zwischenglied zwischen Staat, Pflegeeltern und Kindern. An ihr Taktgefühl, ihren Verstand und ihre Zuverlässigkeit werden große Anforderungen gestellt. Sie be-

stimmt, welche Familien geeignet sind, Staatskinder zu erziehen. Ist das Kind untergebracht, muß sie binnen vierundzwanzig Stunden genauen Bericht über das Befinden des Pflégelings erstatten, über die Reise, über den Empfang. Von nun ab soll sie häufig und unerwartet erscheinen und über das Wohl des Kindes wachen. Wird das Kind größer, so muß es auch zu ihr kommen und sie hat das schöne Recht, schonend und unauffällig in die Kindesseele Einblick zu nehmen. Vertrauliche und zärtliche Fragen werden gestellt. Ob nun das Kind heiter und lebhaft Antwort gibt, ob es schweigt, weint oder sich beklagt, aus all dem erkennt das fühlende Frauenherz den jeweiligen Seelenzustand ihres Schutzbefohlenen. Erfährt die Aufsichts-dame, daß die Pflegemutter des Kindes sich öfter über Fehler des Kindes beklagt, wird es ihr unnach-sichtig weggenommen.

Der Staat wünscht nicht das Band zwischen Mutter und Kind zu lockern. In jeder Annahmestelle ist die Inschrift zu lesen: „Die gute Mutter kümmert sich um ihr Kind.“ Zehntausend Mütter gibt es, die mit ihrem Kinde gemeinsam die Gastfreundschaft des Staates genießen, neun bis elf Monate lang. So lang sie es stillen.

Man verschaffte mir Gelegenheit, in einem Orte, zwei Stunden von Budapest entfernt, eine Reihe Familien zu besuchen, die Kinder in Pflege haben. Es war Sonntag und bitter kalt. Wir gingen in die Kirche, in der richtigen Voraussetzung, dort Kinder zu treffen. So war es auch. Wir sahen große und kleine, gegen die Kälte fest eingemummelt. Mein Begleiter stellte mit Freuden fest, daß kein Kind vom Staate bekleidet war. Obgleich diese Kleider auf Wunsch unentgeltlich geliefert werden, ziehen es die Eltern vor, „ihre Kinder“ nach eigenem Geschmack und auf eigene Kosten auszustatten. Der große Kinderfreund, der mich führte, flüsterte mit den Kindern in ihrer Muttersprache. „Ich höre, daß du zu Hause so viel Prügel kriegst!“ Der gefragte Knabe will sich vor Lachen ausschütten. Dagegen hält sich das große Mädchen gesittet die Hand vor den Mund, um den fremden Herrn nicht vor Lachen anzuprsten, als er fragt: „Ist das wahr, daß du mit hungrigem Magen so viel scheuern mußt?“

Jetzt gehen wir in die Häuser. Ich bin beschämt. Ich hatte gedacht, der ungarische Bauer lebte, wie so viele Bauern anderwärts, in einer Lehmhütte, in Schmutz und Elend. Aber nicht einmal meine dänischen Bauern, auf deren geistige und materielle Kultur ich so stolz bin, können es an Sauberkeit mit ihnen aufnehmen. Ich komme in blendend weiße Küchen, wo alle Wände mit Stickereien und schönen alten Fayancen geschmückt sind, wo auf jedem Herdloch ein Topf mit dampfender Speise steht, wo Kinder und kleine Hunde am Boden herumkugeln und dieser Boden doch so weiß schimmert, als wäre es Ostersonntag. Die Versuchung, in die Töpfe zu gucken, ist sehr groß. Von den dreißig Familien, die ich gesehen habe, hatte jede ihr Huhn oder Rindfleisch im Topfe. In einem Zigeunerhaus gab es sogar zweierlei: Rindfleisch in der Suppe und Schweinefleisch im Kohl. Dort saß mitten in der Stube eine siebzehnjährige Schönheit und stillte ihr Kind. Ihr Gesicht strahlte von berauschender Süßigkeit. Mit dreizehn Jahren hat sie sich ihrem Freund versprochen, mit sechzehn ist sie mit ihm entflohen. Aber er ist erst zwanzig und darf noch nicht heiraten. „Sein Vater ist sehr reich“, sagt sie stolz. Ihr Vater ist Dirigent eines Zigeunerorchesters in Budapest, aber die Stiefmutter sagt: „Deine drei Kinder habe ich dir erzogen, aber noch so ein vierter Ableger, nein, das gibt es nicht!“ Das junge Weib blickt selig vor sich hin: „Jeden Sonntag kommt ‚Er‘ zu mir.“ Der große alte Zigeuner, mit dem ganz behaarten Gesicht, stimmt seine Baßgeige und beginnt einen lustigen Tanz zu spielen. Es klingt so drollig, wie er aussieht. Sein altes Weib rührt in den Töpfen auf dem Herde und blickt zärtlich nach der lieblichen jungen Mutter. Sie und ihr Kleines zu behalten, wollte sie gerne noch was draufzahlen. Eine Katze, ein Hund, ein Vogel im Bauer und Blumen am Fenster vervollständigen die Idylle.

Auf der Straße treffen wir ein Mütterchen, welches mühsam dahinhumpelt. Auch sie hat um ein Pflegekind angesucht.

„Warum willst du dir mit deinen mehr als sechzig Jahren noch diese Mühe machen“, fragt mein Begleiter. Sie wackelt unentschlossen hin und her. Es ist so schwierig, auszusprechen, was man sich selbst kaum klar gemacht hat. Ja,

also, der Mann ist gestorben, der Sohn steht im Felde, die erwachsene Tochter geht immer fort, um auf dieser Maschine zu schreiben, alles ist so öde und leer, lesen hat sie nie gelernt, aber so ein kleines Tierchen bringt ja Leben ins Haus.

In einem Hause überfließt die Küche von Spielzeug. Hier gibt es drei Pflegekinder: prachtvolle Dinger, sprühend von Leben und Übermut. Die lichten Haare strahlen. Niedlich sind sie angezogen. Aber zum Kirchgang haben sie noch extra nagelneue dunkelblaue Cheviotkleider, die uns die „Mutter“ voll Stolz zeigt. Sie selbst ist jung, froh und glücklich verheiratet. Unsere Frage, ob ihr Mann die Kinder auch so gern habe, beantwortet sie mit Lachen: „Er? Er ist erst ganz toll mit ihnen!“

Im nächsten Haus läuft über den weißgescheuerten Boden ein weißgescheuertes Ferkel. Auch ein Schützling. Dazu zwei weiße Katzen, ein kraushaariger Hund und auf einem Stuhl eine Riesenpuppe. Die Lungenspitzen des jetzt zwölfjährigen Pflegekindes sind angegriffen gewesen. Man hat es eigens auffüttern müssen. Es herrscht eine solche Seligkeit über ihre angemästeten vierzehn Pfund, als wäre sie ein Säugling. Man zählt alle die guten Dinge auf, womit man ihren Appetit zu erwecken pflegt, und das Kind hilft mit.

Oben im Dorf, am Weinberg, ist großes Siegesfest. Man hat es durchgesetzt, das Kind behalten zu dürfen, obgleich der Vater jetzt so gute Arbeit hat, daß er es zu sich nehmen könnte. Das Kind ist hochbegabt. Die Gemeinde selbst hat es ins Gymnasium getan. So ein Kind kann man doch nicht in die Stadt, in die Volksschule, zurückschicken. Glücklicherweise hat der Vater auch eingesehen, was zum Besten seines Kindes ist.

Eine der Fragen, die die Aufsichts-dame zu stellen hat, lautet: „Darf das Kind am — Familientisch mitessen?“ Wo diese Frage verneint wird, muß sie das Kind wegnehmen. Nur in einem Falle geschah das nicht. Für das Kind war in einer Ecke ein kleines Tischchen aufgestellt. „Könnte das nicht abgeändert werden?“ fragte man den Bauer. „Nein,

dort ist es und dort bleibt es. Ich hab' auch bis zu meiner ersten Kommunion nicht mit meinen Eltern am gleichen Tisch sitzen dürfen. Das schickt sich nicht!" Gegen solche Etiketteregeln ist nichts zu machen.

Die Schulzeit währt in Ungarn bis zum vierzehnten Lebensjahr und länger dauert auch die Verpflichtung des Staates nicht. Was wird nun aus den 75.000 verlassenen Kindern? Wirft man sie aus dem Nest wie Vögel und überläßt es ihnen, ob sie fliegen können?

Die allermeisten bleiben einfach bei ihren Pflegeeltern, welche dann ganz für sie zu sorgen haben. Sie haben dann alle Rechte und Pflichten eines eigenen Kindes. Der Knabe ergreift den Beruf des Pflegevaters und wird Pußtabauer. Das Mädchen hilft zu Hause, bis sie einen Bauern aus der Gegend heiratet. Die zwölfjährigen Mädchen in Dienst zu schicken, ist nicht erlaubt. Wenn die Pflegeeltern nicht weiter für sie sorgen können, so bringt sie der Staat in eine Art Ausbildungsheim in Budapest, aus welchem sie später als flinke Köchinnen, Stubenmädchen oder Kammerjungfern hervorgehen.

Viele erben das Vermögen der Pflegeeltern.

Als ein Kuriosum wurde mir von Judenkindern berichtet, die bei Bauern vom Säuglingsalter erzogen, so alle Merkmale ihrer Rasse eingebüßt haben, daß das schärfste Auge sie nicht von Magyarenkindern unterscheiden kann.

In vielen Fällen verlangen die Eltern ihre Kinder, wenn sie zwölf Jahre alt sind, zurück. Sie sollen ihnen helfen, die Existenz zu tragen. Das kann man natürlich nicht verhindern. Und was noch schlimmer ist: selbst in diesem gesegneten Lande, in dem das Kind als Heiligtum gilt, gibt es manch einen Unhold von Mutter, die ihr Kind verkauft.

Von solch einer verkauften kleinen Seele hab ich gehört. Sie war zuvor bei guten Bauersleuten, dann wurde sie von ihrer Mutter als Nackttänzerin nach Konstantinopel verschickt. Sie schreibt noch immer zärtliche Briefe an die alten Pflegeeltern. Diese rührenden Lebenszeichen sind voll von dem zitternden Bestreben, die Lieben zu erfreuen. Sie schildert

in glühenden Farben ihre Triumphe, ihre Soupers, ihre Geschenke, ihre vornehmen Bekanntschaften. Sie berauscht sich selbst. Aber zuletzt kommt das ehrbare kleine Mädchen zum Vorschein. Am Schlusse jedes Briefes bittet sie: „Bitte, bitte, denkt nichts Schlechtes von mir.“

Nie kann ein Kind ganz verderben, welches einmal die Ehre und das Glück hatte, sagen zu dürfen: Mein Vater ist der Staat!



Opfer.

Die Kälte erschwert das Atmen. Die Donau ist mit grauweißen Daunen bestreut; das Eis fließt langsam und leidenschaftslos an Manfred Weiß' Munitionsfabriken vorbei. Hinter geheimnisvollen Einzäunungen werden unaufhörlich Eisenbahnwaggons geladen mit weißen Holzkistchen, die nicht Würfelzucker enthalten. Patronen, Bomben, Granaten werden von hier direkt an die Front geschickt. 24.000 Männer und Frauen arbeiten hier abwechselnd Tag und Nacht.

Wo die Sprengstoffe wachsen, weiß ich nicht. Hier werden sie gemischt, in Hülsen gefüllt und fertig gemacht zu ihrer einzigen stürmischen Fahrt durch den Raum. Der Mensch lebt in Hoffnung auf die Ewigkeit, die Granate in Sehnsucht jenes singenden Fluges, der Tod und Verderben bringt, ihr und ihrem Ziel. Wie die Bienenkönigin, wird auch sie betreut für einen, den entscheidenden Augenblick.

Nur flüchtig habe ich diese mächtige Werkstätte des Bösen durchschritten. Auch die Schlange fehlte nicht darin: auf einem Steinboden von Riesengröße windet und krümmt sie sich, armdick kriecht sie über den Boden hin, als suchte sie ein Ziel für ihr Gift. Aber in dem Augenblick, wo man erwartet den züngelnden Kopf sich aufrichten zu sehen, greift ihr ein Mann in den Nacken mit einer Gabel, wie die, mit der man bei Laternenschein Aale fängt, und zwingt sie trotz ihres wilden Widerstandes dorthin, wo er will. Der Schlangenkopf wird in ein Loch hineingetrieben, aus dem er nicht zurück kann. Er muß sich durch das Loch pressen.

Wieder zischt die Schlange auf dem Boden, dünner und glühender und noch wilder sich windend. Der Mann mit der Gabel ist unbarmherzig. Von Loch zu Loch wird die Schlange getrieben, ohne ihrem Peiniger entrinnen zu können. Zuletzt ist sie so dünn wie ein Regenwurm und zwanzigmal so lang wie anfangs. Und nun stirbt sie hin. Ihr Leichnam wird behandelt wie Werg. Sie kommt auf einen Rocken und von da auf eine Spule. Jetzt heißt sie Kupferdraht und kommt so in den Handel.

Draußen in mächtigen Vorhöfen, zwischen Neubauten und halbfertigen Hallen und Holzscheunen, liegen zwei dunkle Hügel. Glocken von tausenden Kirchen. Zerschlagen in viele tausende stummer Scherben. Kein Feind hat diesen Frevel verübt. Das Volk hat selbst dieses Opfer gebracht. Als es not tat, gaben sie die Glocken ihres Sonntagsfriedens hin, wie sie alles hingegeben hatten. Diese Glocken, die ehemals die stille blaue Sommerluft erschütterten, die zwischen hohen Bergen erdröhnten, deren Klang hinzitterte über bewegte gelbe Saatzfelder in der Pußta, sind jetzt stumm wie hingemordete Singvögel. Mein inneres Ohr aber vernimmt ihren Schwanensang.

Jetzt sind sie tot. Bald aber sollen sie in neuer Form auferstehen. Aus dem Kirchturm zur Erde gestürzt, werden sie ins Feuer geworfen, umgeschmolzen, zu großen Tafeln gegossen, in seltsame Wässer eingetaucht. Bläuliche Krystalle entstehen an diesen Tafeln, die allmählich anfangen rot zu schimmern, wie altes Gold.

Die blauen Krystalle werden losgetrennt und gehen aufs Land zu den Bauern, die sie auflösen, um damit ihre Weinstöcke und Obstbäume zu bespritzen. Die roten Tafeln dagegen kommen wieder in den Schmelzofen und nehmen höllische, ihnen selbst unfaßbare Formen an. Statt aus lichter Höhe mit holdem Friedensgeläute die Menschheit zu beglücken, sollen sie sich nun mit ohrenzerreißendem Gezisch tief in die Erde einwühlen, nachdem sie zuvor ihr Vernichtungswerk getan haben.

Wenn aber erst der Krieg ausgerast haben wird und der Siebenbürger Bauer seinen Acker sorgsam wieder bestellen

kann, dann wird er, wie er früher geduldig seinen Rücken krümmte, um die Steine zu entfernen, sich immer wieder neigen, um die flachgedrückten Schrapnellhülsen und Granatsplitter aufzusammeln. So wird er versuchen, die letzte Spur des Fluches aus seinem geliebten Lande des Segens auszutilgen. Aus seinem Fund aber wird eine neue Glocke gegossen werden und eine Morgenstunde wird nicht ausbleiben, an der sie von der Dorfkirche her, vor Wonne bebend, die Menschen zusammenrufen und das schönste Evangelium verkünden wird: Friede den Menschen.



Nachwort.

Jetzt, da dieses Buch auf die Reise soll, kommt es mir plötzlich vor, es brauche ein Legitimationspapier, einen Paß.

Meine Bücher sonst sind, wenn sie mich verlassen, erwachsene Menschen, die ihr eigenes Leben auf eigene Verantwortung führen müssen. Ob sie Freunde finden oder nicht, das ist ihre Sache.

Anders hier. Für dieses Buch fühle ich mich ganz verantwortlich. Was hat mich, die Fremde, veranlaßt, mich mit den Angelegenheiten der Donaumonarchie zu befassen? Warum handelt das Buch nur vom Hinterland? Wo bleibt die Schilderung der heroischen Kriegstaten, der wunderbaren Aufraffung dieser Völker, der materiellen Opfer, die so freudig gebracht werden?

Ich bin keine Fremde, kein Tourist. In Friedenszeiten habe ich jahrelang in Wien gelebt, die Provinz auf Vortragsreisen kennen gelernt. Seit dem Kriege habe ich zwei Winter in Wien und Budapest verbracht, einen in London, die Sommer in Dänemark und Deutschland. So habe ich mir die Sicherheit des Vergleiches erworben.

Ich zweifle nicht, daß auch in England in Sachen der Humanität das Außerordentliche geschieht. Wenn ich trotzdem nicht von ihnen schreibe, sondern von den Völkern Österreich-Ungarns, so geschieht das, weil mein Herz mit diesen im gleichen Takt schlägt.

Anfangs war es meine Absicht, an die Front zu gehen, um das Furchtbare dort aus eigener Wahrnehmung kennen zu lernen. Ein Freund von mir, ein junger Offizier, kam verwundet aus dem Felde. Ich sprach ihm von meinem Wunsch. Er schlug die Hände vors Gesicht und blieb lange

stumm. Endlich sagte er: „Das nicht! Nur das nicht! Die Frauen haben draußen nichts zu suchen.“ Er schauderte. „Es ist ja um ihretwillen, daß wir alles ertragen, wir Männer. Wir wollen nicht, daß unsere Frauen, Mütter, Schwestern uns dort sehen.“ „Aber die Krankenschwestern?“ gebe ich zu bedenken. Er nickt ernsthaft. „Ihr Beruf gibt ihnen das Recht.“

Ich verstand und von stundab hatte ich keine Lust mehr, an die Front zu gehen. Ich blieb im Hinterland, dort gab es genug zu sehen.

Wer jetzt im Krieg fremd nach Wien oder Budapest kommt, läuft Gefahr, nach zwei verschiedenen Seiten hin in Übertreibung zu verfallen.

Der Pessimist sieht Bilder von Mangel und Not und rechnet so: Alle Männer sind im Feld, infolgedessen stocken Handel und Gewerbe. Das Militär beschlagnahmt einen großen Teil des Eisenbahnmateriales, also bekommt die Bevölkerung weder Kohle noch Petroleum. Es gibt Brot-, Mehl-, Milch-, Zucker- und Fettkarten. Beweise, daß die Hungersnot vor der Türe steht. Die Theater stehen nur offen, um das Ausland zu täuschen.

Der Optimist wird staunend ausrufen: „Aber alles ist ja wie sonst! Die Frauen sind so allerliebste angezogen, wie immer, die Theater sind ausverkauft, die Konzerte zahlreicher als je, die Hotels überfüllt. Die Züge kommen und gehen fahrplanmäßig. In den Ladenfenstern sieht man Fettgänse, Kapaune, wunderbare Südfrüchte, seltene Gemüse, kurz, man ißt, trinkt, flirtet, schmückt sich und amüsiert sich wie früher. Es ist, als wäre der Bevölkerung vom Krieg nichts zu Ohren gekommen.“

Keiner hat ganz Recht.

Es wäre ja schauderhaft, wenn im Hinterland das Leben ganz ungestört seinen Weg ginge in Staaten, wo das Heer drei Jahre alles aufgeboten hat, um einer Überzahl von Feinden standzuhalten. Ein solcher Leichtsinn seiner Bürger verdiente die Vernichtung des Staates. Ich würde es eher begreifen, wenn jede Frau, jung und alt, sich in tiefe Trauer kleidete, alle Vergnügungen verboten wären, das Lachen selbst ver-

stummte. Und doch muß man froh sein, daß es nicht so ist. Die wunderbare Gabe des Menschen, sich jeder Schicksalsfügung anschmiegen zu können, der Selbsterhaltungstrieb, die Wiederherstellbarkeit der menschlichen Natur hat alles neu gestaltet.

Freilich ist es wahr, daß die meisten Männer im Feld stehen oder sonst Militärdienste leisten. Aber die zu Hause bleiben, arbeiten eben mit vervielfachter Kraft und ihnen zur Seite steht die neugerüstete opferfreudige Armee der Frauen.

Die ausverkauften Theater und Konzerte sind kein Täuschungsversuch, auch kein Zeichen von Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit. Sie bedeuten nur, daß die Bevölkerung Momente hat, in denen sie die Last ihres Leides ablegen muß, um Atem zu schöpfen, und es dann mit erneuter Kraft weiter zu tragen.

Noch immer sind die Frauen der beiden Hauptstädte wohlgekleidet — sie sind eben mit gutem Geschmack zur Welt gekommen — aber der Tangoluxus ist — hoffen wir für immer — verschwunden, so daß die Frauen der Kriegswucherer in ihrem allzu neuen Schmuck wirken wie ein geschminktes Weib in einer Versammlung blütenjunger Mädchen. Die Geselligkeit hat nicht aufgehört: sie hat nur einen neuen Sinn bekommen. An die Stelle märchenhaft-üppiger Abfütterungen sind vornehmere und menschenwürdigere Zusammenkünfte getreten, deren Hauptinhalt der Gedankenaustausch und der Drang nach Gemeinnützigkeit ist.

Natürlich hat der Sturm des Krieges, wie überall, so auch in der Donaumonarchie, viel Schlamm nach oben befördert. Eine neue und nicht gerade anmutige Plutokratie ist im Werden begriffen. Aber wie wenige gehören ihr an! Die große Menge lebt in reinerer Luft als vorher. Viel Eitelkeit, Habsucht und Neid sind wie Nebel geschwunden. Der liebenswürdige Österreicher, der feurig-begabte Ungar, der strebsame Czeche, der kultivierte Pole, der sanfte Ukrainer stehen einander, wie an der Front, so auch in den Waffentaten des Hinterlandes bei.

Dies ist die geheimnisvolle Ursache, daß die Zersplitterung der Habsburgmonarchie, die der Trumpf ihrer Gegner war, nicht Wahrheit geworden ist. Sie hat nicht nur durch-

gehalten, sie hat aus ihrer Einigkeit sogar Kraft zu Werken der Menschlichkeit geschöpft.

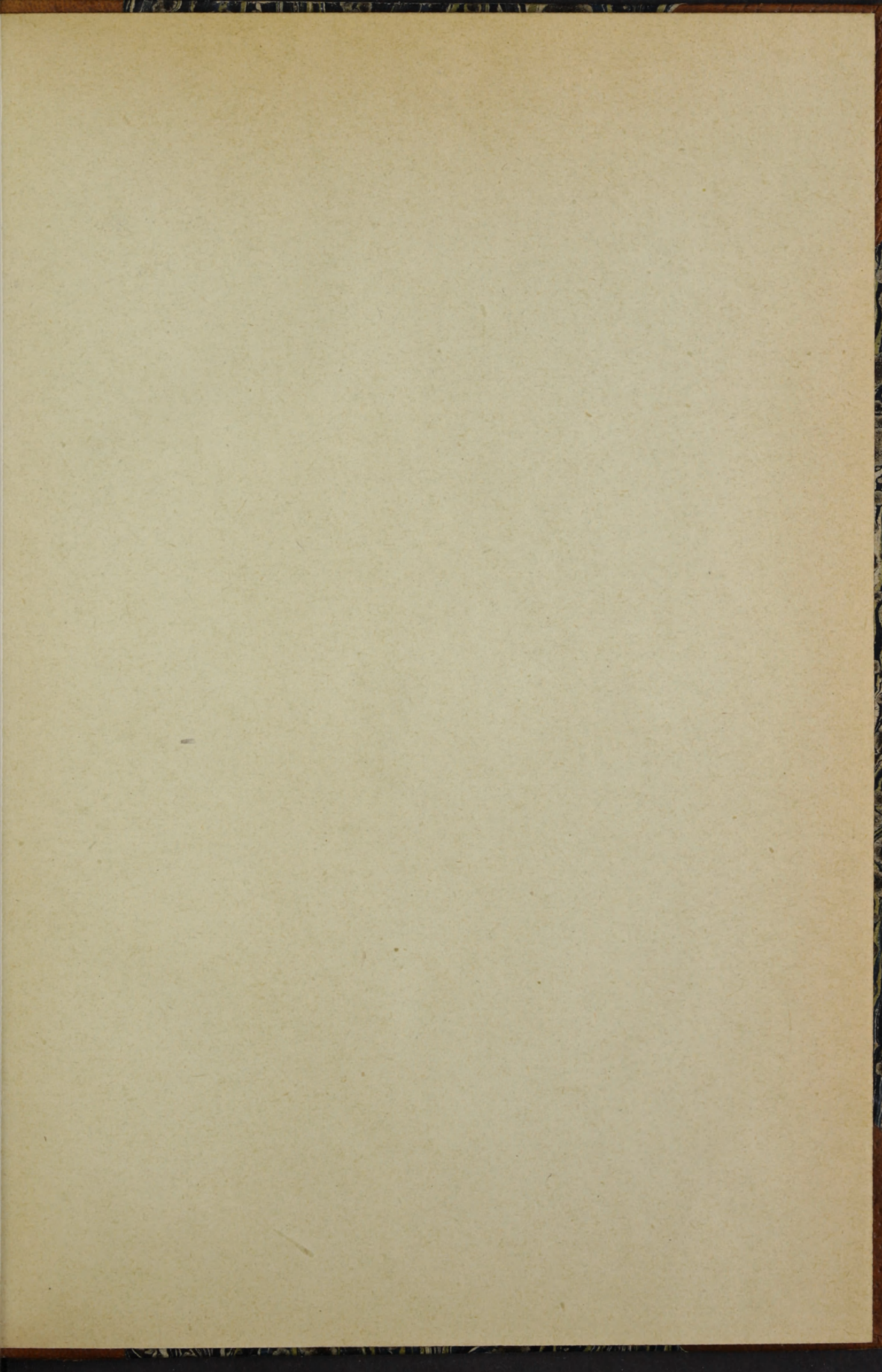
Das Geld fällt hier wie Manna vom Himmel. Freiwillig wird es gegeben, obgleich daneben Kriegsanleihen und Steuern auf den Schultern der Gesellschaft lasten.

Nie noch hat man sich so liebevoll, so persönlich und so durchdacht der Kinder, der Armen und der Alten angenommen.

Ist erst der Krieg besiegt, wird eine wahre Flut von Werken entstehen, zum Studium und zur Verherrlichung der österreichisch-ungarischen Waffentaten. Die milden Werke des Hinterlandes aber werden langsam zu verblassen beginnen.

Ihnen zur Ehre und zum Gedächtnis ein bescheidenes Denkmal aufzurichten habe ich dieses Buch geschrieben.





Buchdruckerei der Manzsch.
k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-
Buchhandlung in Wien.

